

Das Bollwerk

PREIS 40 PF.

STETTIN
Frühling 1943

Heft 2 / 14. Jahrgang

Stettin 700 Jahre
Lithographie vor einem
Jahrhundert von Lütke
(gesehen vom Haaseschen
Holzhof)



Aus dem Inhalt

	Seite
Der enge und der weite Kreis	21
Frühlingstag im Hafen / Von Richard Wolff	22
Johann Elias Schlegel und Dänemark / Von Universitätslektor Jens Gustav Villardsen	23
Stettins Geistesleben in alter Zeit / Von Karla König	25
Mädchenbüste in Granit / Von Walter Reinders	26
Gerhard Schumann auf der Stettiner Bühne / Von Wolfgang Hultzsch	28
Deutsche Lieder aus Lettland	30
Hermann Scherlau. Ein Leben im Dienste der deutschen Seefahrt / Von Prof. Dr. Otto Altenburg	31
U-Boot-Angriffe auf Scapa Flow / Von Oberstleutnant d. Sch. Paul Wolff	33
Die Geliebte. Eine Erzählung / Von Wolfgang Hultzsch	36
Kulturleben in Pommern	38
Hasenliebe / Von Friedrich Wietzke	40

An unsere Leser!

Die Kriegswirtschaft erfordert stärkste Konzentration aller Kräfte. Diese Zusammenfassung macht es notwendig, daß unser „Bollwerk“ mit der heutigen Ausgabe bis auf weiteres sein Erscheinen einstellt, um Menschen und Material für andere kriegswichtige Zwecke freizumachen.

Es ist uns eine angenehme Pflicht, unseren Lesern für die langjährige Treue und Anhänglichkeit herzlich zu danken. Damit verbinden wir die Hoffnung, daß nach Kriegsbeendigung die Schar unserer Freunde wieder zur Stelle sein wird, wenn das „Bollwerk“ seine Aufgabe wieder aufnehmen kann.

Verlag und Schriftleitung
„Das Bollwerk“

Das Bollwerk

MONATSSCHRIFT FÜR KULTUR UND HEIMAT IN POMMERN

14. Jahrgang / Heft 2
Stettin / Frühling 1943



21118198

Der enge und der weite Kreis

Wie ein Stein, fällt er ins Wasser, zieht seine Kreise, und es schwellen sie, bis Ufer halt ihnen gebieten, also der Mensch. Um das Engste wirbt er zuerst und er findet die Heimat; brandet mit kühnen Wellen empor der Mann, rundet den weitesten Kreis, da gewinnt er den bergenden Strand, träumt seinen stolzesten Traum, und der weist ihn ins Reich. Die aber der Hand ihres Volkes entglitten und stürzten ins Meer ohne Küste, sie rinnen ewig nur aus, verebben in haltlosem Schweifen; nennen das Meer Menschheit sie auch — törichtes Wort, Begriff ohne begreifen, denn wer umfaßte das Meer schon und sah seine Grenzen?

Zwischen Heimat und Reich spannt sich der Bogen des Lebens. Nahe und erdhafte das eine, ewig mit jedem Geschlecht, das diesem Boden entstammt, verloren auch nie unter träger Zeit Herrschaft; wie ein Sternbild entrückt, kühleren, reineren Lichts, brennend auf einsame Stirnen geprägt, wenn auch von Wolken satten Genügens zu oft nur verhangen, die Sehnsucht der Deutschen: das Reich. Dazwischen aber breitet hin sich, Mitte, fruchtbar und warm das Vaterland; alle umfaßt es beim täglichen Schaffen, in der Stunde der Feier, zuwächst es jedem und will erworben doch sein. —

Straßen der Großstadt, ein Hof und mitten darinnen ein Baum, eine Birke, die spärlichen Arme zum kargen, dunstverhangenen Himmel über den turmhohen Häusern gereckt — blaß ist ihr Laub, blaß wie die Wangen des Kindes, das frühe schwankende Schritte über die Straßen hofwärts setzt, und doch ist Heimat die Stadt diesem Kinde. Schritt sein Vater doch hier, und die Mutter gab Sonne dem Haus, das so kalt; Großvater lebte hier schon und erzählte die Märchen, und märchenhaft klang, was die Großmutter sprach von dem Wald und dem Strom und dem See. In die Ecken der Keller, Winkel der Böden spannen Kindesaugen Gespinnst um Zwerge und Hexen aus den Märchen des Ahns, und sein Herz glaubte daran, denn war der alten Frau Märchen vom Land nicht Wahrheit geworden beim ersten Weg aus der Stadt? Karg ist das Land mit der Heide, den Föhren, durch Wiesen nur schiebt sich der Strom, langsam, nicht schäumend am Felssturz von Burgen, aber die See und die Ebene spannen sich weit, daß auf Wolkenrennern Gedanken mit verhängten Zügeln endlos schweifen. Ach, die Ebene verlockte ins Weite das Kind, wie einst sie anzog die Ritter und Bauern und Bürger aus Süden, aus Westen, deren Älterstämme sie einstmals verführte zu wandern, fort aus diesem Lande am Urstrom.

Heimat und Erbe schufen zum Jüngling das Kind; den aber trieb es hinaus. Zu eng waren Stadt ihm und Gau, Bekanntes dünkte ihn morsch und verbraucht, er suchte die Fülle. Zwei Arme streckte er aus, und tausend boten sich

dar, nicht wußte er, wie sie ergreifen, die Vielfalt der Menschen, der Lande und blickte verwundert sich um — war ein Fremder er unter den Fremden? Da hielt sein Ohr er an des Volkes Herz und hörte aus dem gleichen Blut den Vaterlaut, der gleichen Märchen Wurzelgrund umfaßte ihn. Er hob sein Auge in die Wäldernacht, zu Rebenhügeln hob er es empor, ließ es von Bergen in die Schlüfte sinken, sah auch die Wasser ewig seinem Meer zurinnen; und fühlte seine Hand nach Stein und Erde, so fühlte sie den Mutterboden und das Vaterland. Wie war sein Herz so klein, den ganzen Reichtum in sich aufzunehmen, wie arm sein Hirn vor diesem Ansturm der Gesichte! Und dennoch lernte er sich ganz bescheiden, lernte in dem Vielen nur das Eine sehen, das Gemeinsame — der Stolz erfüllte ihn bis in die letzte Fiber, als er dies eine, dieses kleine Wort sich ganz gewonnen: deutsch! Denn dies war Deutschland, was der Jüngling fand, der aus der Heimat schritt, um Welten zu erobern. Wie er sich selbst zum Kampf gegürtet sah, bereit zur Tat, die nackte Brust dem kühnen Wagnis fordernd preisgegeben, so standen die Gefährten stolz um ihn aus mancher Heimat und aus vielem Stamm, doch eines, Deutsche, nur aus Blut und Willen.

Sie waren aufgeboten für das Reich! Aufrief sie eine Stimme in der Nacht, vom Lager, das der Schlaf versäumte, weil die Sehnsucht riesengroß nach Ruhm nicht, nach der Freiheit nur vor diesem Bette stand, aus Sternenweiten rief die Stimme sie, war hart und spröde wie Granit und Stahl; sie war Befehl. Tief aus der Nacht, der Vaterland nur Spuk, Heimat nur Traum bedeutete, trat groß der Führer her; wie Fackelglanz trug in den Händen er den Morgen schon. Den Vielen brannte in den Augen grell das Licht, die Härte seiner Stimme schmerzte sie; von Lasten, von der Demut steif und krumm die Nacken waren, ohne Stolz, und beugten widerwillig nur sich dem Befehl. Pflicht! hieß der Same, der im Morgenglanz stachlicht und unscheinbar der Brache anvertrauet ward, doch wuchs mit grünen Reisern frühlingssauberhaft aus dürrem Kern die Tat. Und wie aus Blättern sich die Blüte hebt, vom grünen Kelch im Anfang noch umhüllt, doch dann miteins des Innen Farbenwunder offenbarend, entfaltetete sich groß dem ganzen Volk, das staunend kaum begriff, was ihm geschah, der Traum der Jünglinge, die sich der Führer rief. Ein jeder ward der Sehnsucht inne nach dem Reich; auch wer aus seiner Stadtgruft, seinem Katen nie den Schritt gewagt, wer nur des Staates trübe Wohlfahrt in dem Vaterlande sah, ward schmerzlich-süß sich der Berufung inne in dem Wort: das Reich.

Das Reich ist Ordnung, es ist Zucht und Sitte. Was Zufall oder Willkür mengte, daß widerstreitend es sich selbst aufhob, zur Ohnmacht tief verdammt, im Reich ist es durch Führers Wille abgestimmt zur großen Harmonie. Das Reich,

es ist der weite Kreis, der alle Lebenskreise in sich schließt, der letzte auch, der sich dem stillen Ufer sanft vermählt und der des Volkes tiefen See, in den der einzelne wie Stein aufrauschend einsinkt und an ihn sich bindet, bewahrt vorm Überfluten auf die Trockenheit und auch vorm Sicken in den Grund des Alls. Die Wirklichkeit des Volkes ist das Reich, wie eines Menschen Seele seine Wirklichkeit. Sei Heimat Leib, sei Vaterland der Geist — die Sehnsucht nach dem Reich beseelt den spröden Stoff, sie mildert lind die Strenge der Vernunft des Staates. Sein Bestes findet unser Volk im Reich.

So war das Kind im Heimatraume eng verwoben, der Jüngling, wandernd, fand zum Vaterland, doch erst im Mann, der seines Deutschtums sich bewußt geworden, schmolz durch des Führers Flammenwort die letzte Schlacke hin; Mann sein heißt Kämpfer sein um höchstes Ziel — wo grünt die Eiche, draus dem Sieger Frauen einst die Kränze winden, inniger als auf dem stolzen Gipfel unsers Reichs? Wer möchte einst, wenn er nach Pflicht und Dienst die Augen wieder in die Heimat wendet, einkehren ohne Kranz dort? Wer seinen Kranz nicht stolz auf seines Vaters, seiner Ahnen Gräber legen?

Nun denn, es gilt! Geschenk nicht ist das Reich; um jede Ordnung brandet wild das Meer der Hasser, das Ungetüm reckt geifernd auf sein Haupt aus West und Ost und peitscht mit seinem Schweif des wilden Menschheitsmeeres Wogen, daß über Deiche sie einbrechen in des edlen Volkes reinen See und giftige Salzflut in den kühlen Labetrunk ergießen. Die Ordnung haßt das Ungetüm und wer sich ihr verschwor, den zischt mit gelbem Neidesdampf es an, benebelt seinen Sinn und will zu Boden werfen ihn, der kühn berufen ist, sein Haupt in Wolkenfernen aufzuercken.

Ihr Deutschen, die zum andernmal ihr wundervoll das Reich geschaut, wie es durch eures Führers gottgesandte Kraft feierlicher, reicher, strahlender, ein Lichtdom über euerm Vaterlande, sich erhob, die besten eurer Söhne stehen an der Front, sie kämpfen an der Front des Reichs. Mag Asien niegesehne Völkerschaften gegen sie in wilder Brandung wälzen, mag afrikan'sche Sonne ihre Leiber dörren, mag auch der weiten Ozeane Wüste nur Zeuge ihrer stolzen Siege sein — wo Deutsche stehen, herrscht das Reich,

ist einzig Ordnung, ist Bestand und Zukunft! Die Grenzen unsres Reiches steckt das Blut und in den Grenzen ist der ärmste Deutsche noch der reichste Herr.

Denkt niemals mehr, ihr könnt dem Reich entsagen und damit satten Frieden, bürgerliches Glück erkaufen! Sie hassen euern Traum und werden auch den letzten Leib vernichten, den je und je der Traum zur Niststatt sich bereiten könnte. Sie kennen euch, ihr Deutschen, besser als ihr selbst. Sie wissen wohl, daß, wer des Reiches heilige Ordnung austilgen will für immerdar, den Deutschen Vaterland und Heimat nehmen, sie zerstören muß. Den Traum der Männer brennen sie nur aus, wenn sie das Vaterland der Jünglinge, der Kinder Heimat unter Asiens salziger Schlammflut tief begraben. Kein Weib auch wird geschont, aus dessen Schoß ein Kind entsteigen möchte, aus dem ein Jüngling erst, ein Mann dann reifen könnte.

Das letzte Aufgebot, der Führer hat's bestellt! Zum letztenmal gibt uns das Schicksal die Entscheidung frei, ob wir das Reich bejahen oder selbst den mörderischen Stahl ins Herz uns bohren wollen. Sieg oder Untergang! Ein Drittes gibt es nicht! Doch ganz in unsre Hand ist uns der Sieg gegeben. Nicht Waffen, Menschen nicht bezwingen uns — das Schicksal streicht sie aus mit einer Hand, wenn wir im Äußersten uns zu uns selbst bekennen und zum Reich. Die Prüfung ist wohl hart, doch grausam nicht. Der Eichenkranz krönt nur das freie Haupt. Frei sein heißt hart sein. Der Harte nur gewinnt das Recht am Reich!

Und fragt ihr scheu in einer stillen Stunde, warum gerade des Schicksals Prüfung hart betreffen mußte? Ihr wißt das eine stets und tragt es unverlierbar in dem Herzensschrein: weil niemals ein Geschlecht, das um das Reich gekämpft, so durch des Schicksals Wunder hoch erhoben war wie ihr! Ihr habt den Führer! In ihn geht unser ganzer Glaube ein, daß Menschen niemals fallen, die den Willen haben und die Treue.

Der aus der Nächte Tiefe uns den Morgen brachte, er führt uns auch zum hohen Mittag des erfüllten Reichs, er zieht den weiten Kreis um unsre Erde, und ein Jahrtausend der Geschichte gilt nicht mehr, wenn heimbringt uns der Führer unser Reich. Wille und Treue! Laßt unsres Führers Tugend unsre Tugend sein. In allem Notwind flattern schon des Reiches Siegesfahnen!

w. hu.

Frühlingstag im Hafen

*Immer, wenn die Sonne steigt,
Erste Lenzeslüfte wehen,
Junges Grün sich schüchtern zeigt —
Muß ich in den Hafen gehen.
Wo die silberhellen Schiffe
Buntbewimpelt,
Lustig dümpelnd
Froh der Abfahrt harren.
Wo die weißen Möwen krächzen,
Und die Segel
Leis' im Winde knarren.
Schlepper tuten,
Winden rasseln,
Fischerboote fröhlich tuckern,
Wo geschäftig Schuten,
Durch des dunklen Stromes
Tiefe Wasser pflügen. —*

*Steht an Bord der blonde Junge —
Schaut versonnen, hellen Blickes
Weißen Wolkenseglern nach.
Ahnt noch nichts von den Gefahren,
Die da draußen auf ihn warten.
Nein, es ist die erste Reise. —*

*Auf den Hafentäfen sitzen
Mit den blauen Schiffermützen
Stillgeword'ne Seemannsgreise —
Schau'n dem bunten Treiben zu.
Sah'n so manchen fernen Hafen,
Waren jung und blond wie du!
Ihre müden Blicke traf
Fernwehsüchtig dein Gesicht. —*

*Guter Junge,
Meine Wünsche
Gehen herzlich
Mit dir in die große Welt.
Mög ein guter Stern dich leiten,
Dich zur Mutter heimbegleiten.
Wenn der Seewind gnädig ist
Und du kehrst zurück nach Jahren
Fahrtenmüde — an Gefahren
Fremder Häfen nicht zerschellt,
Schaust auch du wie heut die Alten
Lächelnd mit versonnem Blick
Auf die helle Zeit zurück.*

RICHARD WOLFF

Johann Elias Schlegel und Dänemark

Der dänische Gesamtstaat des 18. Jahrhunderts, der außer Dänen Deutsche und Norweger mit seinen Grenzen umfaßte, trug im wesentlichen deutsches Gepräge. Wurde die Außenpolitik von dem hannoverschen Grafen Bernstorff, die innere Verwaltung vom mecklenburgischen Grafen Moltke geleitet, so waren wirtschaftlich der aus Demmin in Pommern stammende Finanzminister Heinrich Carl Schimmelmann und sein Sohn von ausschlaggebender Bedeutung. Auch das Geistesleben war von dem deutschen nicht zu trennen. Der dänische Lektor der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald zeigt das hier an einem eindringlichen Beispiel auf.

Im Februar 1743, also vor genau 200 Jahren, trat der 24jährige Johann Elias Schlegel sein Amt als Privatsekretär beim sächsischen Gesandten in Kopenhagen, Geheimkriegsrat Spener, an. Dem Anschein nach eine ganz alltägliche Begebenheit: ein junger deutscher Jurist beginnt seine diplomatische Laufbahn. Merkwürdig ist es dagegen, daß derselbe Schlegel sich viel mehr für Kunst und Literatur als für die dürre Juristerei interessiert; und für die literarische Kritik in seinem neuen Vaterland, Dänemark, sollte er eine bedeutende Rolle spielen, viel größer als die seiner Zeitgenossen.

Es klingt ein bißchen merkwürdig in unseren modernen dänischen Ohren, daß ein Deutscher damals so viel für dänisches Geistesleben zu bedeuten vermochte; aber man muß sich die Verhältnisse der Zeit überlegen. Von Deutschland aus drangen die beiden religiösen Glaubensrichtungen, der Pietismus und der Rationalismus, vor, und dies bedeutete, daß der französische Einfluß zugunsten des deutschen weichen mußte. Am Hofe Kristians VI. wurde nur deutsch gesprochen, und dasselbe war der Fall auf den Herrengütern und in den guten Bürgerhäusern. Aus einer gleichzeitigen Reisebeschreibung, „Kurtze Reise-Beschreibung von Hamburg bis Coppenhagen im Jahre 1742“ erfahren wir: „... Bei Hofe und in den vornehmsten Häusern wird gar kein Dänisch, sondern lauter Deutsch gesprochen; alle Bürger nehmen auch

deutsche Mägde in ihre Dienste, damit die Kinder von Jugend auf diese Sprache lernen mögen, daß also die dänische Sprache bloß den Bauern übrig bleibt; welche jedoch das Deutsche auch ziemlich verstehen, ob sie es schon nicht sprechen können...“

Für eine selbständige dänische Nationalliteratur sah die Lage eigentlich sehr ernst aus, und es wäre eine leichte Sache für einen begabten und vor allem einen rücksichtslosen Schmierer gewesen, sich die Situation zunutze zu machen und deutschen Geschmack und Geist in den Hochsitz zu bringen. Schlegel war begabt, aber vor allen Dingen war er von einem überaus anständigen Charakter — kurz gesagt, er war das Muster, wie ein Ausländer sich als Gast in einem fremden Lande benehmen sollte.

Seine Stellungnahme Dänemark gegenüber zeigt er in der Vorrede seiner Zeitschrift „Der Fremde“: „... Ich habe niemals den Willen gehabt, weder ein Bewunderer noch ein Tadler, noch ein Vertheidiger des dänischen Volkes zu seyn. Und diejenigen, die mich hin und wieder als das letztere betrachten wollen, können versichert seyn, daß ich es vielleicht seyn würde, wenn ich erst überzeugt wäre, daß diese Nation einen Vertheidiger nöthig hätte...“

Mit Leib und Seele fängt Schlegel sofort seine Studien der dänischen Sprache an, und nach Verlauf einiger Monate ist er fähig, eine Komödie Holbergs in der Originalsprache zu lesen. Im ersten Brief in „Der Fremde“ schreibt er u. a.: „... Ich habe in den ersten Monaten meines Aufenthaltes allhier mit großem Eifer ein dänisches Buch verstehen lernen, und ich habe es seit der Zeit noch nicht so weit gebracht, daß ich mich rühmen könnte, einen lebendigen dänischen Mund nur mittelmäßig zu begreifen...“

Das erste Ergebnis seiner Kenntnisse dänischer Verhältnisse wird die Wochenschrift „Der Fremde“, die, obwohl sie in Deutsch geschrieben ist, doch im vollgültigen dänischen Geist gehalten ist; es ist auch eine Frage, ob die Zeitschrift überhaupt gelesen worden wäre, wäre sie in dänischer Sprache erschienen. Gleich wie die englischen „Spectator“-Schriftsteller schreibt Schlegel in Briefform. Er fordert das dänische Volk auf, die dänische Muttersprache zu schützen und ihr einen besseren Platz an der Sonne zu geben, wie sie es verdient; in dieser Verbindung spottet er

über den höheren Unterricht, der ungeheuer viel Zeit verbräuche, um Sprachen zu lehren, die seit langem ausgestorben sind, und deshalb das lebendige Dänisch völlig versäume. Weiter meint er, daß, wenn Geschichte sich nur mit toten Jahreszahlen beschäftigt, sei sie eine unfruchtbare Wissenschaft; die Dänen müßten daher eine lebendige Geschichte schaffen.

Selbst nützt er jede Gelegenheit aus, um uns seine Kenntnisse von Saxo, den Eddaliedern und anderen altnordischen Quellen zu zeigen. Gemäß der englischen „Spectator“-Art liebt Schlegel, sich über das alltägliche Leben zu äußern; mit vielen Verhältnissen ist er unbedingt zufrieden, aber dann und wann gibt es doch in unserem Volk Untugenden, von welchen er Abstand nehmen muß; wenn das der Fall ist, äußert er immer seine Kritik in einer liebenswürdigen und taktvollen Weise.

Von großer Bedeutung sind seine Artikel über dänische Literatur von Arrebo bis Holberg. Erstens sind sie wirklich treffend, so daß unser alter dänischer Literaturhistoriker N. M. Petersen über Schlegel begeistert geschrieben hat: „... Seine Äußerungen über die dänischen Dichter werden immer noch beachtet und werden von allen, die sich für die Geschichte unserer Dichtkunst interessieren, angeführt...“ Noch größere Bedeutung hatten seine Artikel, in denen er ständig betont, daß es sehr wichtig sei, die Freude an der guten Literatur in alle Kreise des Volkes zu verbreiten; vor allem meint er, daß die Liebe und das Interesse des großen Mittelstandes überhaupt die Grundlage für das Gedeihen der schönen Künste seien, ein Gesichtspunkt, den Schlegel gemeinsam mit Holberg hat.

Leider hatte diese vorzügliche Wochenschrift nur eine sehr kurze Lebenszeit, da sie nach einem Jahre eingehen mußte.

Mit Holberg, dem großen Alten im dänischen Geistesleben, war Schlegel außerordentlich befreundet; bereits im Jahre 1743 verschaffte er sich Zutritt zu dem Studienzimmer des greisen Barons, und es herrscht kein Zweifel darüber, daß Holberg dafür sorgte, daß Schlegel später das Professorat in Sorö bekam. In einem Brief vom 18. September 1743 an Gottsched schreibt Schlegel: „... Mit dem Herrn Prof. Holberg habe ich übrigens Bekanntschaft gemacht und ihm bei dieser Gelegenheit das Compliment abgestattet, welches mir Ew.



Johann Elias Schlegel: „Die stumme Schönheit“. Aufführung des Landestheaters Schneidemühl 1942
(Marlies Nerdich, Rudolf Hackmann, Tilly Poth)

Hoch Edelgeb. aufgetragen haben; ich weiß nicht, ob er mir erlauben wird, diese Bekanntschaft fortzusetzen, weil er gar keine Gesellschaft liebt, und ich das Glück vor ihm gelassen zu werden, welches Rittern von Danebrog und sogar Ambassadeurs abgeschlagen worden, ohne alles Verhoffen durch eine kleine List erlanget habe . . .“ Später, den 26. Oktober, schreibt er ein bißchen mehr ausführlich an Hagedorn: „ . . . Meine Bekanntschaft mit dem Herrn Prof. Holberg habe ich gemacht, indem ich ihm meinen ‚Hermann‘ und den ‚Geschäftigen Müßiggänger‘ überbracht, als ob mich ein anderer gebeten, das Paket an ihn zu bestellen. Denn es ist ungemein schwer, vor ihn zu kommen. Ich habe ihm darauf gesagt, daß es meine Arbeiten sind, und er hat mich auch nachdem ganz wohl aufgenommen . . .“

Wahrscheinlich hat sich Schlegel dann mit Holberg nicht über den Aufsatz unterhalten: „Die Wochenstube, ein Lustspiel des Herrn Prof. Holbergs“, einen Artikel in der Greifswalder Publikation, „Critischer Versuch zur Aufnahme der Deutschen Sprache“, 9. Stück 1743. Der Verfasser des Artikels ist nämlich ohne Zweifel Schlegel, und er übt in ihm eine zergliedernde Kritik über „Die Wochenstube“. Schlegel hatte damals (der Artikel muß im Jahre 1742 geschrieben sein, also im Jahre vorher, wo Schlegel nach Dänemark gekommen ist) keine Voraussetzungen, Holbergs speziellen dänischen Humor zu verstehen, und er mißt deshalb die Komödie mit seiner gottschedischen Elle.

Jedenfalls, während seines Aufenthalts in Dänemark ist er Holberg sehr ergeben. Nicht allein setzt er die Linie Holbergs fort, sondern er liebt es, mit den Holbergschen Figuren und Typen in „Der Fremde“ zu spielen; hier treffen wir sowohl den politischen Kannengießer als auch den geschwätzigten Barbier, Heinrich und Pernille und viele andere. Gleichfalls wird Schlegel nimmer müde, die in Dänemark umherstreifenden Schauspieler- und Gauklertruppen zugunsten des festgezimmernten Theaters anzugreifen.

Im Jahre 1746 stirbt Kristian VI., und die Macht des Pietismus in Hofkreisen wird gebrochen; wieder weht ein frischer Wind über Dänemark. Sofort gibt es die Möglichkeit, Aufführungen auf der Nationalbühne herauszubringen. Schlegel veröffentlicht dann seine kleine dramaturgische Schrift: „Zur Errichtung eines dänischen Theaters“; eigentlich ist diese Arbeit mehr eine schnelle Skizze, als ein wohlwogener Vorschlag — Schlegel war Ästhetiker und kein Organisator — und seine Anregung, mag sie auch sehr wohlgemeint sein, bekam keine Zukunft.

Im Jahre 1747 schreibt Schlegel das weit mehr bedeutende: „Gedanken zur Aufnahme des dänischen Theaters.“ Der Verfasser behauptet hier, daß ein gutes Theater das beste Bildungsmittel eines Volkes ist, das eine Nation besitzen kann: „ . . . Ein gutes Theater thut einem ganzen Volke eben die Dienste, die der Spiegel einem Frauenzimmer leistet, das sich putzen will. Es zeigt ihm, besonders in dem

Äußerlichen des Umgangs, was übel steht, und was lächerlich ist . . .“ Weiter bezieht er sich auf die alten Athenenser; deren Sitten und Umgangsformen sichtlich verbessert wurden, im selben Grade, wie sich ihr Theater entwickelte; Theater und Volk sind wie zwei Steine, die gegeneinander gerieben werden, und zuletzt sind sie alle beide ganz blank und wohlpoliert worden. Schlegel fordert, daß die Gegenstände und Charakterauffassungen sowohl der Komödie als auch die der Tragödie dänische in ihrem innersten Wesen sein müßten; es wäre eine große Aufgabe der dänischen Dichter, nationale Schauspiele zu verfassen; von dänischer Seite müsse man energisch verlangen, daß alles, was nicht in Übereinstimmung mit dänischem Geschmack und Geist wäre, abgeschafft werde, und daß Theaterstücke, die mehr nach ausländischer Art als dänische waren, überhaupt nicht in Dänemark aufgeführt würden; die große Aufgabe des nationalen Theaters wäre, so viel Freude wie möglich für allerlei Zuschauer zu erregen.

Übrigens meint Schlegel, daß das Publikum einfach als Theaterbesucher erzogen werden müsse; hier könne man mit der einfachen und leichtverständlichen Komödie anfangen, um zuletzt mit der erhebenden poetischen Tragödie zu enden; das Repertoire des Theaters müsse einer gewissen Zensur unterworfen werden, und Schlüpfrigkeiten und unedele Ausdrücke sollten nicht gestattet werden. In dieser Verbindung komplimentiert Schlegel die Kopenhagenerinnen wegen ihrer Zartheit, indem er meint, daß die dänischen Frauen viel größere Abscheu vor Roheiten zeigen, als sonst das weibliche Geschlecht in den anderen europäischen Ländern. Der Ton von der Bühne müsse schön und wahr sein.

Als Grundlage für das dänische Theater findet er keine bessere Produktion als Holbergs Komödien. Auch sich selbst versuchte er, wie man weiß, mit großem Erfolg als Schauspielerverfasser.

Im Jahre 1748 wird Schlegel zum Professor in Sorö ernannt, und mit Fleiß fängt er seine Studien in älterer dänischer Geschichte an; leider konnte seine schwache Gesundheit nicht mit seiner Energie gleichen Schritt halten, und schon im Jahre 1749 stirbt er, nur 30 Jahre alt.

Mit Schlegel verlor Dänemark und dänisches Geistesleben einen treuen Freund; nimmer wurde er, der doch geborene Deutscher war, müde, dem dänischen Volke die Notwendigkeit einzuschärfen, die nationale dichterische Tradition fortzusetzen und zu vertiefen. Für die nationale Auffassung späterer dänischer Schriftsteller wie Tyge Rothe, Sneedorff und Ewald hat kaum ein anderer mehr bedeutet als der Deutsche J. E. Schlegel.

Stettins Geistesleben in alter Zeit

Wenn die Stadt Stettin am 3. April ihren 700. Geburtstag begeht, so weckt ein solcher Städtegeburtstag die Lust zur nachdenklichen Rückschau. Im hellsten Lichte der wissenschaftlichen Betrachtung und der allgemeinen Kenntnis liegen naturgemäß die letzten Jahrhunderte, aber gerade vom ersten Wachsen und Werden möchte man gerne etwas wissen. Und da haben wir leider von Stettins Anlage als deutscher Stadt sehr wenig bestimmte Nachrichten. Andere deutsche Städte besitzen urkundliche Quellen, und wir wissen, unter welchen Bedingungen sie ihr Werk ausführten. Von Stettin haben wir nur die urkundliche Bestätigung des vollzogenen Gründungsaktes.

Gewisse Anzeichen deuten aber darauf hin, daß ein Schultheiß Werner mit anderen beauftragt wurde, neben der deutschen Ansiedlung, die sich um St. Jakobi gebildet hatte, eine zweite am Abhänge der Höhe und des Flusses einzurichten. Aus der Jakobiansiedlung mit dem Roßmarkt als Mittelpunkt und der Unterstadt, die sich um den Heumarkt bildete, wuchs die deutsche Stadt Stettin zusammen. Außerdem bestand damals noch für sich die alte Burg, etwa auf der Höhe des Schlosses und des Marienplatzes. Die Klöster der Franziskaner und grauen Mönche, das Nonnenkloster der Zisterzienserinnen waren schon begründet. Das Nonnenkloster besaß ausgedehnten Grundbesitz an der unteren Oder, von dem noch heute der Name Frauendorf zeugt. Die Zisterzienserinnen trieben Gartenbau und Obstkultur, unterhielten eine Schäferei in Bredow, eine Ziegelei in Bollinken. Nicht wenige Kirchen und geistliche Stiftungen befanden sich schon damals in Stettin. Anerkennenswerte Ansätze des Schulwesens in Stettin lassen sich schon früh nachweisen. Schon 1277 wird bei einer Auseinandersetzung zwischen St. Marien und St. Jakobi über Schulen verhandelt. Der älteste uns mit Namen bekannte Schulmeister ist der Magister Boldwin um 1305. Am Mariendom bestand von Anfang an eine unter der Aufsicht des Scholastikus des Kapitels stehende Schule. Urkundlich wird uns die Freude eines Bürgers an dem Gesänge und dem Orgelspiel im Nonnenkloster und großer Eifer für die Verschönerung und Ausgestaltung der Gottesdienste bezeugt. Durch die Tätigkeit der Bürger und unter dem Schutze ihres Landesherrn entwickelt sich die Stadt im ersten Jahrhundert von etwa 1250 an in jeder Beziehung

mit erstaunlicher Schnelligkeit. Die Bürgergemeinde (civitas) ist rechtlich natürlich erst nach 1243 entstanden, aber gebildet hatte sie sich schon vorher und die um 1240 begonnene Einwanderung dauerte noch lange fort. Das Bürgerleben in der ältesten Stadt müssen wir uns sehr einfach denken, niedrige Holzhäuser erhoben sich neben den einfachen Kirchen.

Im größten Teile des ersten Jahrhunderts stehen Fürst und Stadtgemeinde in Eintracht beieinander, die Aufgabe des Burgwalles durch den Herzog schuf Raum zum Ausbau der Stadt. In der Mitte des 14. Jahrhunderts gerät Stettin in Konflikt mit Barnim III. Der Vertrag von 1346 bezeichnet das Ende von Freiheit und Selbständigkeit, die Stettins Rat und Bürger erstrebt hatten, denn dem Herzog wird u. a. auch die Stätte des Hofes auf der Burg zugesprochen. Die Bürger müssen ein großes Steinhaus, den ersten Anfang des heutigen Schlosses, errichten und die Kapelle, aus der später die Schloßkirche entsteht. Stettin bleibt gebunden und die Unfreiheit der Stadt war mit die Ursache davon, daß Stettin im Hansabunde, in den es 1352 eintrat, keine bedeutende Rolle spielen konnte. Zu Lübeck, der damals bedeutendsten Stadt an der Ostsee, hatte Stettin schon im 13. Jahrhundert manche Beziehungen. Lübeck sah mit Weitblick in Stettin keinen Konkurrenten sondern einen Gehilfen bei seinem Ostseehandel und führte es in den Handel mit Dänemark ein. Zu der schwierigen und gefährlichen Seefahrt bildeten sich Genossenschaften für den Stettiner Handel nach Schonen. Diese Draker- und Falsterbofahrer bildeten in gewissem Sinne auch Vermögensgemeinschaften, auch die St. Annenbrüderschaft der Bornholmfahrer scheint schon damals entstanden zu sein. Jedenfalls nehmen in dieser frühen Zeit Handel und Schifffahrt schon die Richtung, die für Stettin besonders wichtig geblieben ist, das Gemeinwesen und der Sinn der Bewohner formen sich danach.

Diese kurze Entwicklung mußte hier gegeben werden, weil von zwei Polen her die Entwicklung des geistigen und kulturellen Lebens in den ersten Jahrhunderten bestimmt wird: von den Pommernherzögen, die in Stettin Hof halten und von der Gesamthaltung Stettins als Kaufmannsstadt.

Spärlich und mehr äußerlicher Natur sind die ersten Nachrichten über das

Buchwesen. 1496 ist der „Bokfärer“ Jacob Snelle Bürger in Stettin geworden. Von 1500 bis 1600 werden 6 Buchhändler und 9 Buchbinder nachgewiesen, obwohl man auch viele Bücher von auswärts bezog. Das Alter des pommerschen Buchdrucks ist durch die neusten Untersuchungen auf 1533 heraufgesetzt worden. Eine bedeutende Bibliothek, deren ältere Bestände auf die Sammlung der Marienkirche bis 1326 zurückgingen, war im Fürstlichen Pädagogium geschaffen worden. Nach der Neuordnung von 1590 wurden zwar erst 320 Bände gezählt, dazu 1611 61 Handschriften. Aber nach der Auflösung der Bibliothek Philipps II. hatte sich der Bücherbestand 1649 auf 3049 Bände erhöht. Bevor beim Brand der Marienkirche 1677 das meiste zerstört wurde, hatten schon die Schweden vor allem die wertvollen Handschriften mitgenommen.

Nur eine Anzahl Urkunden aus Stettins ersten Lebensjahrhunderten sind uns erhalten, sie lassen uns aber selten einen Blick in die Verhältnisse tun, unter denen sie angefertigt wurden. Auch ist eigentlich aus dem frühen Mittelalter nur die Erinnerung an eine einzige Persönlichkeit erhalten, an Otto Jageteuffel, seit 1381 Ratsherr, seit 1387 Bürgermeister von Stettin. Er war für Stettin in wichtigen Dingen und hansischen Sendungen tätig, und ein Sagenkreis hat sich um seinen Namen gebildet, das sicherste Zeichen dafür, daß er ein bedeutender Mann war. Er selbst setzte sich in seinem Testament durch die Jageteuffelstiftung für 24 arme Kinder einen Denkstein. In seine Lebenszeit fiel der Kampf gegen die Vitalienbrüder, fielen die nordischen Verwicklungen zur Zeit der großen Margarete und ihres Schützlings, Erich von Pommern, endlich auch die brandenburgischen, mecklenburgischen und polnischen Kriege. Stettin muß in alle diese Vorgänge verstrickt und aller Wahrscheinlichkeit nach sehr heftig durch sie bewegt worden sein.

Der Beginn des 15. Jahrhunderts hat eine gewisse Blüte der Baukunst in Stettin gebracht, jedenfalls arbeiteten dort in den beiden ersten Jahrzehnten die Stettiner Baumeister, deren Namen uns heute noch Bauwerke in Brandenburg a. d. H. verkünden, die Meister Heinrich Brunsberg und Nikolaus Kraft. Mit ihnen zusammen arbeiteten Jürgen, der Stadt „Muremester“ und Niklaus, der Stadt „Tymmermann“. Die vier Stadttore wa-

Mädchenbüste in Granit

FÜR JOACHIM UTECH



Aufnahme: Utech

*Ich lag und schlief,
auf einem Hügel hingestreckt,
als mich ein Geistervolk geweckt,
das aus den nächt'gen Tälern stob
und mit Kristallen mich umwob.
Das sah der Gott und fuhr herab
und schwang den lichten Zauberstab.
Magie schloß mich in diesen Stein;
ich aber spann die Heiterkeit
des Gottes in mich hinein,
verwahrte sie in Sturm und Zeit,
tief, tief.*

*Ich lag und schlief.
Die Wasser ründeten mein Haus,
das Eis verschob mich talhinaus.
Klopft so der Sturm? Sprengt er
die Wand?
Es pocht mit geisterstarker Hand.
Wem gab der Gott den Zauber preis,
daß er um mein Geheimnis weiß?
Magie hob mich aus diesem Stein
und meines Gottes Heiterkeit.
Was war, weiß ich allein.
Ich lächle. Ich vergaß die Zeit.
Tief, tief.*

WALTER REINDERS

ren schon bald nach 1400 ansehnliche Wehrbauten mit Außenbefestigungen, denn auf jede Weise suchte man die Stadt gegen feindliche Angriffe zu sichern. Aber auch manch stattliches Privathaus mit hohen Giebeln und großen Hintergebäuden wurde in dieser Zeit aufgeführt. Das heimische Handwerk muß sehr wohl auch künstlerische

Aufgaben gelöst haben, davon zeugen die alten Glocken der Schloßkirche von 1471 oder 1473, die alten Grabplatten in St. Johannis, der prächtige Türklopfer der Schloßkirche, der Grabstein des Ritters Henning von Rehberg von einem Stettiner Steinmetzen in der Schloßkirche und altes Kirchengesetz.

Wenn man die geistige Entwicklung Stettins im 16. und 17. Jahrhundert verstehen will, muß man das abseits liegende Land als Ganzes erst einmal ins Auge fassen. Zweifellos entsteht in dieser Zeit so etwas wie eine Literatur, aber es ist fast alles Gelehrtenarbeit, angeregt von der Zeitströmung, dem Humanismus. Im Anfang des 16. Jahrhunderts wird Pommern von zahlreichen herumschwärmenden Humanisten besucht. Ulrich von Hutten wird in Greifswald an seinen bitteren Erlebnissen mit den „Lötzen“ zum Dichter, er richtet in den „Querelen“ seine Klage auch an den Herzog, eine zweite an seinen Studienfreund Valentin Stojentin, den Rat des Herzogs. Über den geistigen Zustand des Landes erfahren wir auch von Hutten nichts, es dürfte aber nicht in Frage stehen, daß er eigener Kraft eine geistige oder politische Bewegung hervorzubringen. Wohl aber vermochte es sich nachdrücklich für eindringende Strömungen einzusetzen, vor allem, wenn sie seinen sozialen Bedürfnissen entgegenkamen.

Das gilt von der Reformation, die in Stettin in einem Brief des Rates an Luther ihre Wurzel hat. Darin beklagt er sich über die Steuerfreiheit der Domherren. Den Antwortbrief Luthers, der den Domherren kräftig ins Gewissen redet, ließ der Rat drucken und als Flugblatt verbreiten. Er wirkte stark auf die Stimmung der Stettiner, führte auch zu einigen Gewalttätigkeiten gegen Geistliche.

Auf dem Landtag zu Treptow am 13. Dezember 1534 wurde die Reformation mit der von den Fürsten Barnim und Philipp I. gegen den Adel, der vorzeitig „verritt“, durchgesetzten Entscheidung angenommen. Aus den Vorverhandlungen interessiert uns ein Vorschlag von Paul vom Rode, in Stettin eine Universität zu gründen. Kantzow erzählt uns darüber: „De beiden dome to Stettin wolden se (die Fürsten) to einer universiteten leggen und de universitet vum Gripswalde na Stettin transfereren, dewele Stettin schir mid dem in lande licht und eine herliker stat is.“ Der Vorschlag scheiterte an der Ablehnung des Adels.

Dafür wurde 1544 das Fürstliche Pädagogium in Stettin nach dem Vorbild der Fürstenschulen in Pforta, Grimma und Meißen gegründet, eine Zwischenstufe zwischen Universität und Lateinschule. Damit war Stettin ein universitätsähnlicher Mittelpunkt gegeben, an dem sich Jahrzehnte die bedeu-

tendsten Schulmänner und Pädagogen aufhielten, die fast immer auch literarisch tätig waren. Stymmel, Daniel Cramer, Kielmann und Micraelius haben an der Schule gelehrt. Christoph Stymmelius blieb bis zu seinem Tode in Stettin, seine Tat war es, das Studentenleben in die dramatische Dichtung einzufügen. Cramer, auch bekannt durch sein großes pommersches Kirchenchronikon, war einer der erfolgreichsten und glücklichsten Dramatiker seiner Zeit mit „Areteugenia“ und „Plagium“. Adam Ram, ein geborener Stettiner, bringt ein Drama vom Verlorenen Sohn. Kielmanns Venustragödie wird 1613 in der Schule und bei Hofe aufgeführt, Stymmels „Pastor fidus“ im Schloß. Diese ersten Bühnen müssen wir uns als einfache Sukzessionsbühnen ohne Innenraum denken. Als Fürstenschule wurde das Pädagogium zu den höfischen Festspielen 1607, 1612 und 1617 herangezogen. Doch die literarhistorisch bedeutsamen Gustav-Adolf-Festspiele führte Micraelius 1631 und 1633 an der Ratsschule auf, wo er selber Rektor war. Die lateinischen Schuldramen sind gelehrt-literarische Produkte.

Übrigens muß es in Stettin auch die ältesten theatralischen Erscheinungen, heidnische Spiele dramatischer Art, die sogenannten Histriones gegeben haben. Denn auf der Stettiner Synode von 1500 trug Petrus von Ravenna einige Leitsätze für die Geistlichen vor: „Clerici non debent habere histriones in domo, immo nec eos audire debent.“ Damit war den Geistlichen nicht nur die Auf- führung in den Gotteshäusern, sondern auch das Zuhören verboten.

Diese Zeit beschränkte Pommern Thomas Kantzow, den Vater der pommerschen Geschichtsschreibung, der in vier großen Foliobänden seine niederdeutsche und hochdeutsche pommersche Chronik hinterließ. Ein Werk, so kraftvoll und gründlich, so bildhaft und anschaulich in der Darstellung, daß man den Verfasser mit Recht zu den großen Geschichtsschreibern Deutschlands rechnet. Wir haben eine kleine Probe seiner Darstellungskraft, wenn er über Stettin schreibt:

„Stettin ist die eltiste Stat in Pomern, ist aber noch vor kurzen Jaren geringer gewest wan der Sund und Gripswalde, hats überaus sehr zugenomen, ist weit über Gripswalde gestigen und gibt dem Sunde nicht viele nach. Es leit an der Oder an einem amberge, und ist auch schyr durchaus steinen aber nicht so hübsch und gleich von heusern und gassen wie der Sund, doch hats mehr und besser gemecher in den heusern als zum Sunde, hat zween thume (Dome) und sunst zwo Pfarkirchen in der Stat und eine vor der Stat, welche S. Peter heißet, und von S. Otten erbauet ist, darzu zwei Clöster in der

Stat und hart vor der Stat eine Cart-
haus und Jungfrauencloster. Die Für-
sten haben dar auch einen hübschen
hof und seint sunst andere statliche
gebeu da, das volk ist etwas höfe-
licher und huldseiger aus jeglicher
hantirung so sie mehr mit den hoch
(teutschen) haben, als die andern
Pomerischen Stette und seint dem stu-
dijs auch was besser zugethan, aber
doch hats auch keine grüntliche zuneig-
ung darauf. Man kochet und lebet hie
besser wan in den andern Stetten. Ire
grösster handel ist mit heringe, fische
und weyn.“

Schon 1577 hatte der Kösliner Kantor
Garleb in Stettin sein Sündenfalldrama
hochdeutsch geschrieben. Der
Kampf um die hoch- und niederdeut-
sche Sprachform ist in der Mitte des
16. Jahrhunderts. Der Anstoß dazu war
politischer Natur, 1500 hatte Herzog Bog-
islav den Anschluß an das übrige
Deutschland eingeleitet. Die Macht der
Hanse wurde durch die Entdeckung des
Seeweges nach Ostindien untergraben,
das Niederdeutsche trat als Handels-
sprache zurück. Die Fürstlichen Kanz-
leien haben einen lebhaften Schriftver-
kehr mit dem Reichskammergericht und
den Hochdeutsch sprechenden Fürsten-
höfen. Sie brauchen Beamte und Rich-
ter, die auf hochdeutschen Universi-
täten studiert haben. Die Stettiner
Kanzlei nahm 1534 das Hochdeutsche
auf, die Stettiner Stadtkanzlei folgte
etwas später.

Die schon erwähnten Gustav-
Adolf-Festspiele hatten den ge-
borenen Kösliner Micraelius zum Ver-
fasser, unter dessen Rektorat das Pä-
dagogium seine schönste Blüte erlebte.
Die Festspiele sind sprachlich ein inter-
essanter Grenzfall, weil im zweiten
und dritten Stück vom Lateinischen
zum Deutschen übergegangen ist. Der
Verfasser der „Sechs Bücher vom Alten
Pommernlande“ hat hier mit ziem-
lichem Pathos ein Mittelding zwischen
Redeakt und Drama geschaffen, der
Hintergrund ist hochpolitisch, die un-
glückselige Franzburger Kapitulation
spielt eine besondere Rolle.

Der Professor des Griechischen und
der Poesie am Pädagogium, Heinrich
Schaeuwe, Verdeutscher der 17
ersten Horazoden, ließ verschiedene
Dramen aus seiner Feder in Stettin auf-
führen, so 1651 „Die viel geplagte und
endlich triumphierende Europa“. Chri-
stophorus Prätorius, ein geborener
Stettiner, Subrektor des Pädagogiums
und Rektor der Stargarder Ratsschule,
schrieb mit „Stargaris“ ein wirkliches
Theaterstück. Den Stoff liefert der
Dreißigjährige Krieg.

Durch sinnvolle Verwendung der
Mundart zeichnet sich Ludwig Holle,
Pastor in Pölitz, aus, der die Bauern in
einer Hofgesellschaft ihr Platt sprechen

läßt. Aus Erfahrungen des pommer-
schen Musiklebens erwachsen, ist die
Satire „Musicomastix“ von Elias Her-
litz, Organist in Stralsund. Hier haben
wir wohl das originellste der zahl-
reichen originellen und wesentlichen
Stücke, mit denen Pommern das weite
Gebiet des Schuldramas bereichert hat

Wie sehr Philipp II. geistiger Mit-
telpunkt gewesen ist, darf als bekannt
vorausgesetzt werden. Es sei nur kurz
an seinen bedeutenden Kanzler Mar-
staller, an seine gelehrten Räte Chem-
nitz und Winther, an die auf Anregung
des Herzogs 1618 gefertigte große Lu-
binsche Karte erinnert. Auch ein ge-
schichtliches Werk wie die „Historische
Beschreibung der Stadt Alten-Stettin“
von Paul Friedeborn ist von ihm ange-
regt worden. Der Herzog war beglückt,
wenn sein Hof in Stettin als Sitz der
Musen und eine Stätte der Geistigkeit
gepriesen wurde. Für seine Kunst-
kammer baute Philipp II. ein eigen-
es Gebäude an das Stettiner Schloß.
Die Kunst am Hofe der pommerschen
Herzöge hat Dr. Bethe ausführlich dar-
gestellt, wegen der Knappheit des Rau-
mes muß hierauf verwiesen werden.

Im Fürstlichen Pädagogium wurde
auch der Musikunterricht theo-
retisch und praktisch eifrig betrieben.
Das erste Lehrbuch die „rudimenta
musicæ“ des Nicol. Listhenius wird in
einer pommerschen Kirchenordnung als
„den Kindern tho swar vnde behende“
bezeichnet. Die Kantoren erteilen den
Unterricht, unter ihnen war 1587—1631
einer der größten Tonsetzer des 16.
Jahrhunderts Philippus Dulichius,
der Schöpfer großartiger Chorwerke.
Von 1668 bis zu seinem Tode wirkte
Prof. Georg Ebeling, der Schöpfer von
„Paul Gerhards geistliche Andachten,
bestehend aus 120 Liedern auf alle Sonn-
tage“ am Gymnasium Carolinum zu Stet-
tin. Unter den Organisten und Kantoren
Stettins hat es eine Menge tüchtiger
Männer gegeben, die schöpferisch tätig
waren. Auch Andreas Fromm, der
Komponist des ersten deutschen Ora-
toriums darf hier nicht vergessen wer-
den.

Ein Lebensbedürfnis der heutigen
Zeit, die Zeitung, hat ihre ersten
Spuren am Herzoghofe hinterlassen. Ein
im Marienstiftsgymnasium aufgefunde-
nes Paket alter Zeitungen, wahr-
scheinlich Berliner Ursprungs, gehört
zu den ältesten Resten des deutschen
Zeitungswesens. Philipp II. und Franz
von Pommern hielten sich übrigens
eigene Korrespondenten und hatten da-
zu keinen geringeren Mann als den
Augsburger Patrizier Philipp Hainhofer,
der eine Reihe deutscher Fürsten mit
Nachrichten versorgte. Das älteste Mit-
tel amtlicher Bekanntmachungen war
die sogenannte „Bursprake“ oder „Will-
kür“ (civiloquium), die älteste Stettiner
Bursprake stammt von 1411, die letzte

von 1724. Edikte des Rates wurden
öffentlich angeschlagen, vor allem,
nachdem Herzog Barnim IX. dem Jo-
hann Eichhorn für Alten-Stettin 1569
die erste Buchdrucker-Bestallung ver-
liehen hatte, was ihre Vervielfältigung
gestattete. Im Anfang des 17. Jahr-
hunderts entstanden die ersten deut-
schen Zeitungen im eigentlichen Sinne,
erst hundert Jahre später erscheint in
Stettin eine eigene Zeitung. Martin
Wehrmann fand in der Löperschen
Bibliothek die „Stetinsche Ordinaire
Zeitung“ vom 25. Juli 1724, ein Oktav-
blättchen von acht Seiten. Sie scheint
die Vorläuferin der späteren Königl.
Priv. Stettiner Zeitung zu sein.

Die ersten Jahrhunderte Stettins
schaffen die sicheren Fundamente, auf
denen eine spätere Zeit weiterbaut und
sich nach allen Seiten ausdehnt. Das
Fürstliche Pädagogium der Pommern-
herzöge wurde 1662 unter schwedischer
Herrschaft in ein akademisches Gym-
nasium umgegründet, 1716 wird es unter
preußischer Herrschaft zum Königl.
Gymnasium und erhält 1869 den Namen
Marienstiftsgymnasium, der
auf die alten Zusammenhänge zurück-
greift. Im 19. Jahrhundert erlebt es
eine glänzende Zeit, ein wahrer Gene-
ralstab von bedeutenden Lehrern — in
dem Carl Loewe, der Mathematiker
Graßmann, der Dichter und Geschichts-
forscher Ludwig Giesebrecht, die Pro-
fessoren Schmidt und Calo unter den
fähigen Direktoren Koch und Hassel-
bach tätig sind.

Deutlich an mancherlei Anzeichen er-
kennbar, übernimmt die Kaufmann-
schaft in Stettin nicht nur die wirt-
schaftliche, sondern auch die geistige
Führung. Sie nimmt, was schon auf-
fällig ist, die Wanderbühnen in ihrem
Seglerhause, dem kleinen Comödien-
hause, gastlich auf, sie baut später —
ein in Deutschland einzig dastehender
Fall — den Stettinern unter großen bau-
lichen und geldlichen Schwierigkeiten
ihr heutiges Stadttheater. Gegen
den Protest eines Korporationsmitglie-
des — „ein Theaterneubau gehört nicht zu
den notwendigen und nützlichen Zwek-
ken der Kaufmannschaft als solche“ —
setzen das Baukomitee (Konsul Schil-
low, Wächter, Rahm, Konsul Goldamer,
Völker) den Bau durch. Mit einer letz-
ten peinlichen Überraschung — der Bau
war nicht rechtzeitig fertig, und die
Kaufmannschaft mußte den Direktoren
Springer und Heinsius die erste Ein-
nahme als Schadenersatz aus eigener
Tasche bezahlen — wurde unser Stadt-
theater 1849 eröffnet. Damit hat die
Stettiner Kaufmannschaft, die auch das
Konzert- und Vortragswesen in beson-
derer Weise förderte, ihre eigene Tra-
dition und wirtschaftliche Vormacht-
stellung in ganz ungewöhnlicher Weise
mit dem geistigen Leben und dem Ge-
samtwohl Stettins verbunden.

Gerhard Schumann auf der Stettiner Bühne

*„Gepflügter Äcker dunkle Weiten führen
Und tiefe Wälder hin zum sonnigen
Strand*

*Der roten Kiefern. Unaufhörlich rühren
Die blauen Wogen zärtlich an das Land.*

*Die rauschende Ferne, die seit tausend
Jahren*

*Die Männer rief zur Fahrt und zur Gefahr,
Durchfurchen Schiffe, wie sie stets
gefahren,*

*Stolz überdröhnt vom Glanz der
Flieger-Schar.*

*Und Menschen seh ich, denen nein
noch nein*

*Und ja noch ja. Sie müssen hart im Zorn
Und stumm in ihrer großen Liebe sein.
Schweigend wie Meer und wachsend
wie das Korn.“*

Mit diesen Versen feiert der Schwabe Gerhard Schumann unsere Heimat auf einer „Fahrt durch Pommern“. Wir liebten sie immer schon, weil knapper und doch zugleich umfassender das niederdeutsche Land am Meer und sein Menschentum in einem Gedicht nicht gedeutet werden kann, liebten sie auch, weil darüber hinaus der Dichter selbst rundum erscheint, wie wir ihn aus seinen reichem Schaffen, das unter dem glühenden Sternbild des Reiches steht, kennen. Da ist die zuchtvolle, keusche und doch in edler

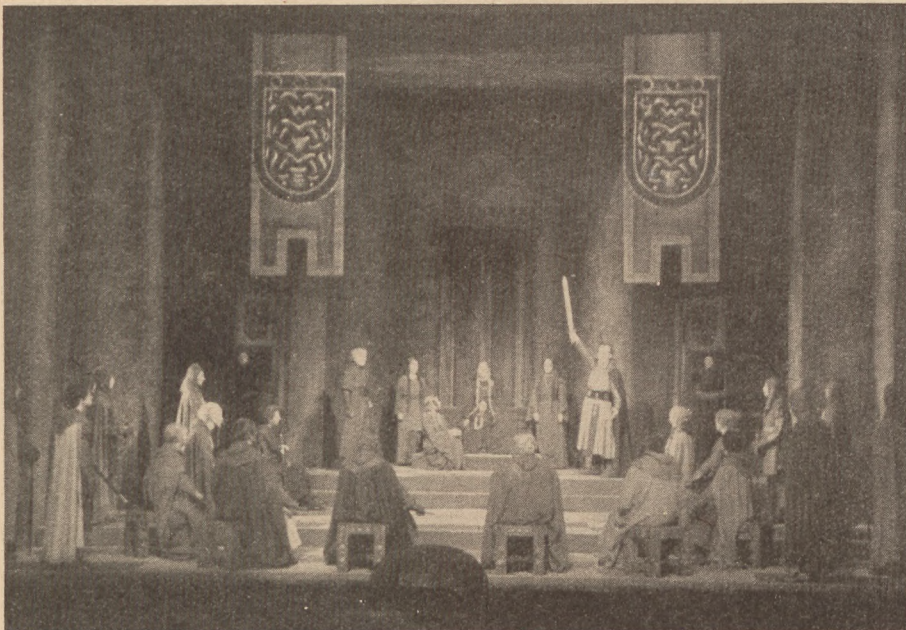
Begeisterung von innen her durchleuchtete Sprache, deren Worte sich harmonisch wie Steine im Bauwerk schließen, zugleich aber das Ursprüngliche des tiefen Grundes, aus dem sie gehoben wurden, erkennen lassen. Hier finden wir die reine Freude an der Landschaft, die mit klaren Augen gesehen und im schlichten Bild lobgepriesen wird. Die Zärtlichkeit der stummen Liebe wird angerührt, wie die Sturmgewalt des harten Zornes beschworen wird — zwei Pole Schumannschen Wesens, aus denen er uns die innigen Gesänge um Liebe und Ehe und die flammenden „Sonette des Hasses“ gegen alle Feinde des Reiches geschenkt hat. Und der Glaube an die Macht des Reiches, die in den Herzen furchtloser Männer begründet ist, trägt auch diese Strophen.

Haben wir diese Verse also auch zu unserem Besitz gemacht, seit sie im Jahre 1938 in dem Bande „Schau und Tat“ erschienen, Nachklang einer Vortragsreise des SA.-Führers Schumann zu seinen pommerschen Kameraden, so wurden wir doch jetzt ganz besonders an sie erinnert. Der Intendant des Stettiner Stadttheaters, Dr. Walter Storz, brachte auf der Bühne der Gauhauptstadt zusammen mit dem Staatstheater Stuttgart, wo Schumann als Chefdramaturg wirkt, und mit Wuppertal die Uraufführung des zweiten

Dramas von Gerhard Schumann, der Tragödie „Gudruns Tod“ heraus, nachdem Stettin schon das erste „Entscheidung“ gespielt hatte. In diesem Bühnenwerk, mit dem der Dichter sich den stolzesten Lorbeer erringt, den die Sprache zu vergeben hat, glauben wir den Eindruck, den Pommern, sein Meer und seine Menschen auf Gerhard Schumann machten, zu einer gewaltigen Schau geweitet zu finden.

Man wird den Erlebnissen und Gesichtern, aus denen das Werk eines Dichters in der schöpferischen Stunde dem Kristalle gleich zusammenschießt, nicht mit der Bewußtheit des Verstandes nachspüren können und man darf es auch nicht, will man ihm nicht mit rohen Händen den Glanz abstreifen. So ist es auch gleichgültig, ob in der Tat die pommersche Landschaft hineingewirkt hat. Schumann selbst weist in einer Einführung auf sein Erlebnis als Soldat an der ozeanischen Küste hin, wie denn der Krieg den seit der frühen Jugend umworbenen Stoff endgültig geprägt habe. Wir Niederdeutschen aber, die wir heute noch die Wiege des Germanentums umsäumen, lassen uns anrühren von dem germanischen Geist dieser Dichtung und wir sind dankbar, daß das kleine Gedicht uns bezeugt, unser pommerscher Geist sei dem, der das Heldenlied von Gudruns Treue durchweht, verwandt.

Schumann verurteilt das Ausbiegen so vieler unserer zeitgenössischen Dichter in antike Stoffkreise, und es scheint ja auch verwunderlich in einer Zeit, die uns auf allen Gebieten eine Wiedergeburt unseres germanischen Erbes geschenkt hat. Nun hat Griechenland dem Abendland für alle Zeiten die Hochbilder aufgerichtet, die wir immer verehren müssen, wollen wir unser Bestes nicht preisgeben, und im griechischen Mythos erkennen wir uns selbst, als sei es unser eigener. Das aber ist es gerade, was Schumanns Werk die Überlegenheit über andere dramatische Werke der Gegenwart gibt: auch er beschwört den wahrhaft klassischen Geist des Maßes und der Zucht, des selbstbewußten Schicksalstrotzes und der Bescheidung unter die ewigen, vom All her bestimmten Gesetze, jedoch aus der großen Welt germanischen Sagen- und Seelenguts. Hält man „Gudruns Tod“ neben so viele Werke in antikem Gewande, so wird man bei dem Landsmann Schillers die innere und damit die wahre Klassik finden,



Gerhard Schumann: „Gudruns Tod“. Szenenbild aus der Stettiner Uraufführung

Aufnahmen (2): Foto-Vogt



Gustav Altnöder und Roswitha Posselt in „Gudruns Tod“

bei den anderen zu oft nur das äußere Kleid.

Schumann nimmt auch den Stoff des germanischen Epos nicht einfach her, sondern mit dem Recht des Dichters vertieft er ihn zu den eigentlichen Quellen hin, mit dem doppelten Recht des politischen Führers und des Soldaten, dem die Feuer von Nachkrieg und Krieg die letzten morschen Stellen überkommener Sathheit und Lauheit ausgebrannt haben.

Gudrun, das reine von Weibesehnsucht bedrängte Mädchen erhält die Königskrone der Pflicht in dem Augenblick auf die Stirn gedrückt, in dem sie selbst den Bestimmungen der Liebe entgegengeht, zugleich aber der Staat der Hegelingen, ihr Staat bedroht ist: „Die Grenze brennt! / Die wilden Horden aus den fernen Steppen / Schlitzäugig schwarz verschlagene Höllenbrut / Die nicht den Bauern auf dem Feld, die Frau / Im Haus, das Kindlein in der Wiege schonen, / die brennen, rauben, morden, was dies Land / In Jahren stolzen Friedens aufbaut, / Mit denen es nicht Frieden geben kann, / Wir werden sie, ein Blitz aus blauem Himmel, / Mit ungeheurem Schlag zu Boden schmettern.“ So will es der Kanzler Wate. Und weil die Hegelingen allein zu schwach sind, darf das Ganze von der Königin verlangen, daß sie den Bundes-

genossen Herwig, König von Seeland, mit der eigenen Person verpflichtet. Sie gelobt, dem jäh von ihrer Schönheit entbrannten Herwig anzugehören, wenn der Sieg errungen ist, sie gelobt ihm Treue.

Alte Weissagung aber, von der Mutter auf dem Totenbett geflüstert, hat Gudrun den Tapfersten und Höchsten dieser Erde zugesagt, dem sie sich rein bewahren müsse, ein neues höheres Geschlecht mit ihm zu zeugen. Gudrun fühlt, Herwig ist es trotz seiner strahlenden, siegesstolzen Jugend nicht. Urmächtig treibt es sie dem fahrenden Sänger zu, der ihr ein Lied von der Not des Menschenherzens singt, jener Not, die das höchste Glück der Suchenden ist. Der Sänger ist der Normannenkönig Hartmut. Gegen ihn aber will der Kanzler um des Landes und um der Blutrache willen den zweiten Schlag führen.

Dies ist der Konflikt: Gudrun liebt Hartmut aus den brennenden Tiefen ihres Weibtums her, sie weiß, er ist der ihr von der Weissagung bestimmte Tapferste und Höchste, aber sie hat Herwig die Treue gelobt und hält sie auch, als Hartmut sie mit Gewalt raubt, als sie in seiner Burg die ärmste Magd ist aus dem Haß der Mutter, in der sich die eigene Schande mit der Unduldsamkeit der christlichen Lehre vereinigt.

Sie selber bindet sich fester und schmerzlicher, als die Gefangenschaft es vermag und erst als Herwig sie befreit hat, als vom Lande der Hegelingen die doppelte Gefahr abgewendet, Hartmut im Kampfe gefallen ist, glaubt sie sich der Pflicht entbunden, der Treue ledig und folgt dem Geliebten in den Tod, Herwig zum König und Schützer des Reiches bestellend.

Von der Gestalt der Gudrun her ist die Lösung konsequent. Wie sie der Dichter hingestellt hat, muß sie so und darf nicht anders sein. Wir können uns nicht vorstellen, daß sie dem Sieger Herwig angehören wird, nachdem ihr Herz anders gesprochen hat. Von den Voraussetzungen des Dramas und der Idee der Treue ist jedoch das von jedem Zuschauer als folgerichtig empfundene Ende nicht völlig begründet. Die alte Weissagung nämlich, der Spruch der Götter, ist so nicht erfüllt; nachdem Herwig Hartmut gefällt hat, ist er der Tapferste und Höchste, der Gudrun verheißen wurde — er erhält sie nicht und damit entfällt der Weissagung Sinn, das hohe Geschlecht der Zukunft. Zum anderen ist aber Herwig auch um den Preis seines für die Hegelingen schicksalwendenden Einsatzes gebracht worden — der war nicht die Königswürde, sondern die Frau Gudrun, die sich im freigewählten Tode nun zu Hartmut bettet. Jedoch lebt eine Tragödie nicht aus dem Gedanklichen, sondern aus den Charakteren, aus der Fülle ihrer Gestalten, und das Maß einer Dichtung ruht in ihr selbst, nicht in dem, was man von außen herantragen möchte. Und das ist Gerhard Schumann gültig gelungen — ungebrochen, ein Mensch, kein Gedankenbild lebt Gudrun von den sehnsüchtigen den Wellen zugesprochenen Versen des Anfangs zu dem tragischen Ausklang hin, an dem sie befiehlt: „Und laßt das Schiff, von roten Feuersegeln / Steil überloht ins brüllende Weltmeer stoßen, / Wir werden seelig beieinander schlafen.“

Gerhard Schumanns Tragödie ist nicht allein durch ihren Aufbau und, wie wir gleich hinzufügen wollen, durch ihre lebendige Wirkung auf dem Theater ausgezeichnet, sondern sie trägt darüber hinaus das Kleid einer Sprache, in die der Dichter die ganze Gewalt seines Wortes, von der wir schon sprachen, eingewoben hat. Es ist eine Erfindung trockener Literaturhistoriker, daß ein guter Lyriker kein Dramatiker sein könne. Der Gegenbeweis sind genug, es sei denn, auch im Werk des Lyrikers fänden wir nur ästhetisches Wortspiel und nicht die Leidenschaft eines von der Welt des Außen und Innen zutiefst erregten Dichters. Die ganze Weite des ins Wort gefaßten Erlebnisraumes, die schon das kleine Pommerngedicht kennzeichnete, finden wir auch in dem Drama. Die zärtliche Stimme

der Liebe klingt in ihm, der hohe Mut des Kampfes, Zorn loht auf, und Haß kriecht zügelnd dahin, das Bekenntnis in der Volksversammlung wird so herausgeschleudert, wie die dialektischen Auseinandersetzungen geschliffen sind — und keine Zeile ist hohl und leer, der Sprachleib ist gesund und kräftig, biegsam genug, alle Anforderungen zu erfüllen.

Das Stettiner Stadttheater hatte an die Aufführung alles gewandt, um diesem Werk in vollem Umfang gerecht zu werden. Dr. Walter Storz, der Intendant, führte selbst die Regie und schuf eine Inszenierung, die von den Kräften des Theaters die höchste Anspannung forderte, daraus aber die Berechtigung herleiten darf, als beispielhaft nicht nur für Stettin, sondern über die Grenzen des Gaues hinaus zu gelten. Otto Marker hatte Bühnenbilder geschaffen, die von sich aus schon die Atmosphäre des Werkes zwingend einfingen. Man spürte den Atem des Meeres in ihnen, die Strenge der Gesinnung aber auch, und wie er mit wenigen Andeutungen die Welt der Hegen und die der Normannen schon rein äußerlich in der Gestaltung der Burgsäle voneinander abhob, war unübertrefflich. Er gab mit diesem Rahmen Dr. Storz die Möglichkeit, die Handlung frei zu entfalten und die Darsteller so über das Gebunden-Menschliche hinauswachsen zu lassen, daß sie zum Träger des Mythos wurden. Dadurch war auch die Gefahr der psychologischen Überbetonung zuungunsten des Heldischen vermieden. Gudrun war bei ihm so königlich wie der Seeländer und der Normanne. Klar hob

sich der Konflikt der Treue heraus und die Liebe ward in die zweite Reihe verwiesen, auch dort noch Schicksalsmacht, nicht eine Gefühlsverwirrung. Es war jedoch auch die andere Gefahr, die für das Theater in so stürmenden, geballten Versen liegt, die des falschen Pathos, gebannt.

Für die Rolle der Gudrun hatte Dr. Storz einen Gast ausersehen. Roswitha Posselt spielte sie und ließ sie zu einem Erlebnis der schauspielerischen Kunst werden, das begeisterte Zustimmung fand. Das Herbe und Spröde der Mädchengestalt löste sich bei ihr zur zärtlichen Hingabe des liebenden Weibes, ohne daß darüber die königliche Haltung auch nur in Augenblicken verloren ging. Sie war zwischen die beiden Recken gestellt, von denen Heinz Jungclaus als Herwig aus der gleichen, ungebrochenen Welt kam wie sie, in sieggewohnter Jugend geradezu und unproblematisch, während in dem Hartmut Gustav Altnöders das Gift der Erkenntnis schwärte, das ihm aus der neuen Lehre ebenso eingeträufelt ist wie aus dem Erbe, das ihm, dem Dunklen, die Weltfahrt der Normannen heimbrachte. Das alte unversehrte Zeitalter lebte auch in den ehrwürdigen Gestalten von Gudruns Erziehern, die ihr Vater und Mutter ersetzen mußten: dem Kanzler Wate, von Walter Altenkirch verkörpert und dem Lehrer Frute, den Josef Robert spielte. Beiden hat die Weisheit des Alters die Kraft des schwertgewohnten Armes nicht zu lähmen vermocht. Die Gegenwart fand ihren Ausdruck vor allem in der Mutter Hartmuts, Gerlind, für deren Zeichnung Steffi Thaller all ihre dar-

stellerischen Fähigkeiten einsetzte und dadurch die zwiespältige Natur aus Haß und Liebe, aus Hoheit und Sinnlichkeit zur glaubhaften Persönlichkeit rundete. Glatt und klug, ein Fremder in der Welt der starken Herzen war der Priester Robert Lossens. Hier kann nicht der Platz sein, den ganzen Gestaltenreichtum, der im einzelnen klar und bestimmt voneinander abgesetzt ist, auszubreiten. Es genüge die Feststellung, daß Dr. Storz ihn so dem Gesamtbilde einzufügen wußte, daß in der Aufführung keine Naht zu erkennen war. Sie war ein Ganzes, das vom Theater her dem Werk gab, was eine Dichtung solchen Ranges fordern darf. Daher war auch der Beifall ungewöhnlich stark und anhaltend.

Wir erblicken in Gerhard Schumann den Dichter unserer Erhebung, in dem sich das Weltanschauliche und das Soldatische der Kunst vermählen und der uns damit zu jener Haltung verpflichtet, von der er selbst in den „Liedern vom Reich“ die stolzen, kühnen Verse geprägt hat:

„Wer sich dem Reich verschrieb,
Ist ein Gezeichneter.

Auf seiner Stirn entbrennt
Ein jäh durchzuckend Mal.

Den Vielen ist er fremd,
Weil er sich selbst vergaß,
Weil ihn ein Sternbild treibt,
Das zwingend vor ihm glüht.

Kaum einer sieht die Sucht.
Nur wenige lieben ihn.
Doch einmal springt sein Wort
Wie Feuer in den Kreis.

Da steht er leuchtend vorn.
Hält flatternd den Befehl.“

Deutsche Lieder aus Lettland

Aufgezeichnet in einem Umsiedlungslager des Gaues Pommern

Ei, die Gärten, was für Gärten:
Wenn sie blühen und wenn nicht;
Ei, die Burschen, was für Burschen:
Wenn sie lieben und wenn nicht.

Ei, die Burschen, was für Burschen:
Wenn sie lieben und wenn nicht;
Ei, die Mädchen, was für Mädchen:
Was nur tollen sie so oft!

Du bist reich, und ich bedürftig,
Also nimmst du mich doch nicht.
Du bist häßlich, ich bin lieblich —
Niemals lieben werd' ich dich.

*

Hinter Seen, hinter Meeren
Regnet es und schneit es,
Während mit den jungen Burschen
Sie noch schwatzt und plaudert.

Mägdelein, du lilienschlankes,
Laß dich nicht beschwatzen!

Gib nicht Ring und gib nicht Kränzlein,
Gib nicht Koseworte.

Gib ihm Bier und gib ihm Met auch,
Daß er ja nicht nachte,
Durch zwei Felder, durch drei Felder
Leit' ihn, aber schwatz' nicht.

*

Unser lieber kleiner Bruder,
Klein ist er und niedlich.
Wenn er aufsitzt auf sein Pferdchen,
Beugt sich's Pferdchen nieder.

Reitet er auf breiter Straße,
Dröhnt es allerwegen,
Wo er Steine überreitet,
Sieht man Funken fegen.

Reitet er dann durch ein Wäldchen,
Hallt das Wäldchen wider,
Hoher Eschen, weißer Birken
Blätter flimmern nieder.



Volksdeutscher aus Lettland. Aufn.: Privat

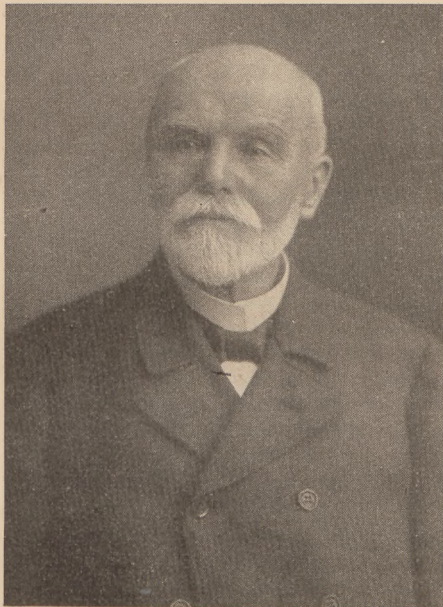
Hermann Scherlau / Ein Leben im Dienste der deutschen Seefahrt

In jenen Zeiten, als noch die Segelschiffahrt in Blüte stand, etwa bis 1860 hin, stellten nicht nur die Küstenstädte und Seefischerdörfer zahlreiche Kräfte für diesen Beruf, sondern nicht weniger die vielen kleineren und größeren Wasserorte, vor allem im Gebiet der unteren Oder. In manchen, zumal in kleineren Wasserorten im Bereich der Oder und des Stettiner Haffs, vererbte sich in den Familien der seemännische Beruf geradezu von einer Generation auf die andere, in zähem Festhalten an der Überlieferung prägte sich ein starker Familiengeist, auch wohl ein gewisser Familienstolz. Saßen doch die Kapitäne und Steuerleute, hie und da auch wohl ältere Schiffszimmerleute und Matrosen, mit behaglicher Anhänglichkeit auf eigener Scholle, die fast immer in naher Verbindung mit dem Wasser lag. Ansehnliche, von gepflegten Gärten umgebene Landhäuser waren ihr Eigen; gewöhnlich stand neben diesen ein Segelmast mit Windrose oder Wimpeln, und im Innern bargen sie mannigfache, aus fernen Ländern heimgebrachte Seltenheiten. Nicht wenigen Wasserorten war daher geradezu der Stempel seemännischer Eigenart aufgedrückt: Schifferdörfer, Schifferstädtchen. Zu diesen gehörte auch das Haffdorf Altwarp, das am Westufer der Einfahrt aus dem Stettiner Haff in den Neuwarper See, gegenüber der Wasserstadt Neuwarp, bis vor kurzem noch in großer Abgeschiedenheit lag.

In Altwarp wurde der spätere Seefahrer Joachim Hermann Scherlau am 24. April 1832 als Sohn des Schiffskapitäns Joachim Friedrich Scherlau („der schöne Kapitän“) geboren. Auch sein jüngerer Bruder Ernst wurde später Seemann und Schiffskapitän. Beide besuchten die Dorfschule. Nach dem frühen Tode der Mutter erhielten die Knaben zwar eine Stiefmutter, entbehrten aber, da diese fast immer ihren Mann auf seinen Seefahrten begleitete, der geordneten häuslichen Erziehung; sie standen nur unter der Aufsicht einer Tante. Darum kam Hermann Scherlau mit 12 Jahren in das Haus des Predigers Kopp nach Neuwarp. Trotz einer harten Jugendzeit, die mit der Einsegnung 1846 abgeschlossen wurde, zog es den Knaben zur See.

Hermanns erster Lehrmeister wurde sein Vater, bei dem er zunächst ein Jahr als Kajütsjunge an Bord war. Dann kam er zu anderen Schiffskapitänen in die Lehre. Schon als Schiffsjunge erlebte er am eigenen Leibe die Wirkun-

gen des Krieges von 1848. Er diente damals auf der Bark „Pallas“ unter dem Kapitän Lange, die 1840 gebaut, 189 Lasten groß war und von Greifswald aus bereedert wurde. Diese wurde von einem dänischen Kreuzer in der Ostsee aufgebracht und nach Kopenhagen geschleppt, wo die Besatzung kriegsgefangen gesetzt, aber doch leidlich gut behandelt wurde. Nach vier bis fünf



Hermann Scherlau

Aufnahme: Archiv

Monaten hatte die Gefangenschaft ein Ende, Schiff und Mannschaft wurden entlassen und setzten ihre Fahrt nach Bordeaux fort. Da die Bark „Pallas“ fast nur in überseeischen Gewässern, besonders nach Mexiko und Nordamerika fuhr, so machte der junge Scherlau auf ihr, später auch auf anderen Seeschiffen fast seine ganze Matrosenzeit in Übersee durch, bis zu seinem 19. Lebensjahre. Zwar erlebte er einmal auf dem Schiff „Die Biene“, einer Tjalk von nur 36 Lasten, unter Kapitän Schauer in schwerem Nordoststurm bei Hartlepol (an der Ostküste Englands) eine Strandung, wurde aber gerettet und legte alle anderen Fahrten während seiner Matrosenzeit in Übersee glücklich zurück.

Blutmäßig war Hermann Scherlau auf den Seemannsberuf hingewiesen, diente von der Pike auf und erwarb sich so, als Matrose fast immer auf großer Fahrt, eine gediegene fachmännische Ausbildung. Dieser schloß sich die

theoretische auf der Navigationsschule in dem damaligen Amtswasserdorf Grabow bei Stettin (später Stadt und 1900 in Stettin eingemeindet) an; er schloß sie mit dem vorzüglich bestandenen Steuermannsexamen für Fahrten auf allen Meeren ab.

Damals, etwa 20 Jahre alt, nahm er sogleich wieder die Seefahrt auf und fuhr als Steuermann auf verschiedenen Schiffen. Schon nach wenigen Jahren wurde der junge Seefahrer wieder in kriegerische Ereignisse verwickelt. Von 1854 bis 1856 standen die Westmächte Frankreich und England, verbündet mit den Türken, im Kriege gegen Rußland. Während dieses sogenannten Krimkrieges fuhr Scherlau auf dem Schiff „Fortuna“ als Steuermann unter dem Kapitän Crépin. Auf der Fahrt von London nach Odessa am Schwarzen Meer wurde sein Schiff von den Türken in Konstantinopel festgelegt, weil diese unter der Ladung Kriegskonterbande für die Russen vermuteten. Steuermann Scherlau wurde auf ein türkisches Kriegsschiff gebracht, durfte aber in der Offiziersmesse speisen und wurde gut gepflegt. Nach gründlicher Untersuchung des Schiffes mitsamt seiner Ladung wurde es erst nach sechs Wochen von den Türken freigegeben und konnte nun nach seinem Bestimmungshafen Odessa weitersegeln. Dort traf es gerade ein, als Franzosen und Engländer die Stadt bombardierten, dabei auch viele der Kauffahrteischiffe in den Grund bohrten. Doch die deutschen Seeleute und ihr Schiff blieben unversehrt.

Noch einmal mußte Scherlau jetzt seine theoretische fachmännische Ausbildung aufnehmen, besuchte die Navigationsschule zu Pillau und erwarb dort 1856 durch sein aufs beste bestandenes Examen die Befähigung zum Schiffskapitän auf großer Fahrt. Nur kurze Zeit fuhr er noch als Steuermann, übernahm aber schon im Herbst 1856 das Schiff seines Vaters und segelte nun zum ersten Male als Kapitän, und zwar von Stettin nach Edinburg, von da nach Bordeaux und zurück nach Stettin, wo er das Schiff seinem Vater Joachim Friedrich Scherlau wieder übergab.

Schon damals erwarb er sich in den Stettiner Reeder- und Kaufmannskreisen den Ruf eines tüchtigen Seemannes. So war es ihm möglich, ohne selbst einen Groschen in der Tasche zu haben, auf Kredit die Mittel aufzubringen, um selbst eine Schnau (Briggenschiff) zu kaufen. Volle fünf Jahre

machte er mit diesem Schiff gute Fahrten.

Dann aber traf ihn ein schweres Geschick. Mit einer wertvollen Ladung Olivenöl segelte er spät im Herbst von Gallipoli nach Petersburg und geriet, schon in russischen Gewässern, in stürmisches Wetter und dicken, anhaltenden Nebel. Da verlor der Kapitän die Gewalt über sein Schiff, so daß es auf ein Steinriff auflief und bei dem ersten Grundstoß von der See überspült wurde. Die Mannschaft mußte in die Wanten (Strickleitern) klettern. Bei großer Kälte hielt sie sich dort nur mit großer Mühe die Nacht über. Am Morgen erkannten die Seeleute, daß schon durch die ersten Grundstöße der Schiffsboden und mit ihm ein Teil der Ölfässer gebrochen war, daß aber die See durch das auslaufende Öl beruhigt wurde. Das wurde ihnen zum Glück! Sie konnten wieder aus den Wanten aufs Deck steigen. Mit dem von drei Booten allein erhaltenen, aber auch beschädigten kleinen Boot wurde dann, als der Sturm nachließ und die See ruhiger wurde, der Steuermann mit zwei Matrosen an das etwa eine halbe deutsche Meile entfernte Land geschickt, um Hilfe zu holen; denn Kleider und Proviant waren in dem Schiffbruch verloren gegangen. Aber welche Qualen litten inzwischen die zurückgebliebenen Seeleute durch Kälte, Nässe und Hunger! Von 10 Uhr vormittags bis 4 Uhr nachmittags warteten sie vergeblich auf die Rückkehr ihrer Kameraden. Der von seinem Kapitän hart angefahrene Steuermann konnte nur berichten, sie seien bei der Landung von einer Grenzwache festgenommen und auf ein benachbartes Gut geschleppt worden. Wie sie dort erfuhren, gehörte der Strand mit der Unglücksstelle einer Gräfin, die an der Riviera lebte; diese mußte erst ihre Genehmigung zu der Landung der Schiffbrüchigen und der Bergung der Ladung geben. Erst als diese eingeholt war, konnte die Mannschaft auf Booten ans Land gerettet und auf den Gutshof gebracht werden; nun erst war sie geborgen und wurde aufs beste gepflegt. Später legte die Mannschaft Verklarung ab und wurde mit Dampfschiff nach Stettin befördert. Kapitän Scherlau aber blieb noch längere Zeit in der Nähe der Strandungsstelle, ließ die Ladung bergen und verkaufte sie; das Schiff wurde als Wrack erklärt. Erst dann begab auch er sich mit Dampfschiff auf dem Umwege über Lübeck nach seinem Heimathafen Stettin.

Hatte er auch sein Schiff verloren, so blieb er doch der See treu! In Grabow hatte Schiffsbaumeister Carl A. Domcke gerade ein neues Schiff auf Stapel gelegt. Mit ihm vereinigte sich Scherlau in der Weise, daß er die Hälfte der Baukosten zuschoß, um das fertige Schiff in gemeinsamer Reederei

zu führen. Da seine eigenen Mittel nicht ausreichten, mußte er die Kapitalien aufnehmen; aber bei seinem vorzüglichen Kredit gelang ihm das ohne große Mühe. Indes erlebte er noch einmal einen Fehlschlag! Der deutsch-dänische Krieg von 1864 unterbrach nicht nur den Bau des neuen Schiffes, sondern brachte auch infolge starker Geldknappheit die Zahlung der Partien (Kapitalanteile) bzw. Darlehen für Scherlau, noch mehr aber für Domcke ins Stocken. Die Not wurde so groß, daß der Kapitän schließlich anstatt die Hälfte zwei Drittel der Baukosten allein aufbringen mußte. Durch Aufnahme von Schulden mit und ohne Wechsel aber gelang seinem zähen Willen auch diese schwierige Aufgabe, so daß der Schiffsbaumeister trotz aller Kriegsnot den Neubau weiterführen konnte. Zwei Wochen vor dem Stapellauf war der Krieg zu Ende, der Schiffneubau war gesichert! Es war ein Dreimastsegelschiff von 391 Registertonnen, nach dem damals noch ziemlich seltenen Typ des Schoners getakelt, also Dreimastschoner, nach den Verhältnissen jener Zeit eins der größten Schiffe Grabows und Stettins.

Seine erste Reise machte Kapitän Scherlau mit diesem neuen Schiff vom Heimathafen nach Bordeaux. Von hier aus aber segelte er wiederholt mit Passagieren und Ladung nach dem Haupthafen am La Plata, nach Buenos Aires, später auch ins Mittelmeer und ins Schwarze Meer. In die spanisch-amerikanischen Kriegswirren und die Bürgerkriege, die sich seit 1868 auf Cuba um die Herrschaft der Spanier entspannen und etwa zehn Jahre hinzogen, wurde auch der Stettiner Kapitän einmal verwickelt. Ganze sieben Monate war er mit seinem Dreimastschoner „Rudolph Ebel“ auf dem La Plata beschäftigt, um Kriegsproviant, Waffen und Munition, also Konterbande, nach dem Tausende von Seemeilen entfernten Kriegsschauplatz zu schaffen; eine wohl mit großem Risiko, aber auch mit reichlichem Gewinn verbundene maritime Unternehmung.

Erst jetzt verheiratete sich Scherlau, also erst im Alter von einigen dreißig Jahren, mit Marie Köhler, der Tochter eines Stettiner Eisenbahnbeamten, und lebte mit ihr in sehr glücklicher Ehe. Dieser entsproß eine Schar von elf Kindern, von denen ein Sohn und vier Töchter den Vater überlebten. Mit seinem Dreimastschoner „Rudolph Ebel“ machte er auf eigene und seines Mitreeders C. A. Domcke (Grabow) Rechnung viele glückliche Fahrten, bis er ihn nach acht Jahren verkaufte.

Um diese Zeit, gegen 1870, vollzog sich in der deutschen Seeschifffahrt ein tiefgreifender Wandel: die Segelschiffe konnten den Wettbewerb mit den immer mehr vervollkommenen Dampfschiffen, die zum größeren Teil

schon aus Eisen gebaut wurden, nicht mehr durchhalten, verloren allmählich an wirtschaftlicher Nutzbarkeit und damit an Wert und Bedeutung, sie kamen mit der Zeit in Abnahme und Verfall. Zur rechten Zeit erkannte der erfahrene, weitblickende Seemann die Notwendigkeit der Umstellung. Nachdem er ein halbes Jahr im Heimathafen gerastet hatte, kaufte er nunmehr auf eigene Rechnung in Substation das Dampfschiff „Die Ernte“, das aber noch, wie alle älteren Fahrzeuge dieses Typs, eine reichliche Seglertaklung hatte. Als eiserner Schraubendampfer 1864 erbaut, hatte er eine Maschine von 40 Pferdekräften, Kessel und Maschine waren von 1873; er war 109 Registertonnen groß.

Bei dieser neuen Unternehmung kam Scherlau später mit der Reederei Rudolph Christian Gribel in Stettin (gegründet 1773) in Verbindung, die die Hälfte des Kapitals in das Schiff einreedere und die Korrespondenz übernahm. Nach acht Jahren hatte er so gute Erfolge erzielt, daß er nach Verkauf des Dampfers „Die Ernte“ zusammen mit der genannten Reederei ein weit größeres Dampfschiff auf der Werft von Schichau in Elbing bauen lassen konnte. Nach abermals acht erfolgreichen Jahren verkauften die Reeder auch dieses Schiff und ließen ein größeres Dampfschiff bauen. Alle diese Seeschiffe führte Kapitän Scherlau; wohl das größte und stattlichste aller seiner Dampfschiffe war der „Kreßmann“, der aus Eisen gebaut war, schon eine Maschine von 300 Pferdekräften hatte und 415 Registertonnen groß war.

Auf seinen langen, nur selten durch Ruhezeiten in der Heimat unterbrochenen Seefahrten zog sich Scherlau ein schweres Magenleiden zu. Als er das 60. Lebensjahr erreicht hatte und etwa die letzten 20 Jahre vielfach in Verbindung mit der Stettiner Reederei R. Ch. Gribel tätig gewesen war, wurde er, um seine Gesundheit wiederherzustellen, gezwungen, die Seefahrt aufzugeben. Dem bewährten und für seinen Beruf begeisterten Schiffskapitän, der so viele ferne, besonders überseeische Meere durchsegelt hatte, wurde dieser Entschluß gewiß sehr schwer.

In Stettin, später im alten Schifferstädtchen Grabow bei Stettin nahm er seinen Wohnsitz, aber nicht, um die Hände in den Schoß zu legen. Nachdem seine gefährdete Gesundheit durch eine einjährige Ruhepause wieder gefestigt war, erwarb er zwei Grabower Bauernhöfe. Diese schloß er auf, legte Straßen an und baute Häuser, um sie entweder zu verkaufen oder selbst zu bewirtschaften. An seinem Teile wirkte er so auch mit an der stadtbaulichen Entwicklung Grabows und war bis zu seinem 80. Lebensjahre unermüdlich tätig. Erst dann trug er seinem

hohen Alter Rechnung und zog sich von seiner vielseitigen Tätigkeit zurück; aber seine körperliche Rüstigkeit und geistige Beweglichkeit erhielt er sich bis an sein Lebensende.

Durch seine lange, schicksals- und erlebnisreiche Fahrzeit, in der er wohl alle europäischen Meere, noch dazu viele überseeische Gewässer kennenlernte, erwarb sich J. Hermann Scherlau vorzügliche nautische Erfahrungen und seemannische Fähigkeiten. Schon von jungen Jahren an galt er in Reeder- und Seemannskreisen, zumal in Stettin, als einer der tüchtigsten See-

kapitäne und wahrte sich diesen Ruf bis an das Ende seines Lebens. In der Glanzzeit des neuen Deutschen Reiches vertrat er mit stolzem Selbstgefühl und Mannhaftigkeit die gediegene deutsche Art und echtes deutsches Wesen ebenso erfolgreich dem europäischen wie dem überseeischen Ausland gegenüber.

In ihm verkörperte sich der gute Geist des älteren Kapitänsstandes, der die mannigfachen Aufgaben des Reeders, Kaufherrn und Schiffsführers mit starkem Willen und Können alle in sich vereinte. Deutschlands Zusammenbruch

aber und seinen Niedergang nach 1918 konnte der charakterstarke Mann nicht überwinden. „Nachdem es jetzt von der größten Höhe rapide gestürzt ist, kann ich mich mit den jetzigen Verhältnissen nicht mehr abfinden und bitte Gott, mich bald von dieser Welt abzunehmen“, so bekannte er, als er 90 Jahre alt war, in einer eigenhändigen Niederschrift. Während seiner letzten Lebensjahre wohnte er in seinem Hause zu Stettin-Grabow, Münzstraße 55. Erst am 8. Dezember 1923, im 92. Jahre seines arbeitsreichen Lebens, endete sein irdischer Lauf.

PAUL WOLFF

U-Boot-Angriffe auf Scapa Flow

Auf dem Nemitzer Friedhof der 700-jährigen Seefahrer- und Soldatenstadt Stettin befindet sich auf der Grabstelle der Familie Emsmann eine Gedenktafel für den Oberleutnant z. S. Hans-Joachim Emsmann. Vor dieser Grabstelle hält die Marinekameradschaft des NS-Marinebundes an jedem Heldengedenktag eine Feierstunde ab. In allen Jahren nach dem Weltkrieg legte ich hier im Gedenken an Emsmann und seine U-Boot-Männer Blumen nieder, jetzt auch zum Gedächtnis Günter Priens und seiner tapferen Besatzung. Meine Gedanken kehren dabei zurück zu den letzten Oktobertagen des Jahres 1918, in denen ich mich an Bord des Kreuzers „Hamburg“ befand:

Rauch stieg in schwarzgrauen Wölkchen von dem schwarzen Kriegssiegellack auf, der da immer wieder auf den Briefumschlag in blakend brennenden Tropfen von der Siegellackstange fädenziehend herableckte. Das fünfte und letzte Siegel war endlich auf dem mit doppeltem Umschlag gesicherten Geheimbefehl auch fertig geworden. Das Dienstsiegel verschwand wieder in seinem Holzkasten, dessen Deckel laut zuschlug. Der blecherne Laut des Verschließens eines Kassettendeckels im Sicherheitsfach des Schreibtisches, die Geräusche des Zuschießens einer Schreibtischschublade, eines abermaligen Verschließens und das Klappern eines in der Tiefe meiner Tasche verschwindenden Schlüsselbundes erfüllten meine kleine Kammer an Bord des Kreuzers „Hamburg“. Ich blies die Kerze aus und lehnte mich in den Stuhl zurück.

Meine Hände hielten den Briefumschlag mit dem Geheimbefehl, der da soeben so sorgsam von mir versiegelt wurde. Nachdenklich blickte ich auf

den Brief. Meine Gedanken eilten der Ausführung des inhaltsschweren Befehls für den U-Boot-Kommandanten Emsmann voraus. Sie waren weit oben im Norden Shetlands bei den Orkneys.

Ich war 2. Flaggleutnant beim Befehlshaber der Unterseeboote und kannte daher das Wagnis von „U 18“ vom November 1914. „U 18“ hatte damals unter der Führung des Kapitänleutnants v. Hennig versucht, nach Scapa Flow, dem Hauptstützpunkt der englischen Flotte, einzudringen. Das Boot ging verloren, allerdings nicht durch Feindeinwirkung. Die Besatzung geriet bis auf einen Mann, der dabei umkam, in englische Gefangenschaft.

Jetzt sollte Oberleutnant z. S. Emsmann möglichst in der Nacht vom 28. zum 29. Oktober 1918, sonst vom 29. zum 30. Oktober, die englische Linienflotte in Scapa Flow unter vollem Bootseinsatz angreifen, um den Feind vor einer beabsichtigten Entscheidungsschlacht möglichst zu schwächen.

Am 21. Oktober 1918 war im Verlaufe der Waffenstillstandsverhandlungen an die deutschen U-Boote der Befehl ergangen, den Handelskrieg einzustellen. Die U-Boote sammelten sich in den U-Boot-Stützpunkten und standen fast vollzählig zur Verwendung gegen feindliche Seestreitkräfte zur Verfügung. Der Chef der Hochseeflotte bereitete sogleich einen Vorstoß in die südliche Nordsee vor, um durch einen kraftvollen Einsatz der gesamten deutschen Kriegsflotte den hart bedrängten und schwer ringenden Nordflügel des deutschen Heeres zu entlasten.

Da sollte „UB 116“ zuvor in die Höhle des Löwen eindringen und die englische Hochseeflotte vor ihrem Einsatz in der von uns gesuchten Entscheidungsschlacht empfindlich schwächen. Ein

voller Erfolg des U-Bootes konnte für den Ausgang einer solchen Seeschlacht von entscheidender Bedeutung werden.

Es war Abend. Meine Uhr über dem Schreibtisch zeigte 8.45 Uhr. Da klopfte es plötzlich: der Läufer Deck meldete den Leutnant z. S. der Reserve Schütz, der auch sogleich hinter dem Läufer in seiner frischen Art, mit seiner immer frohen Laune in meine Kammer eintrat. Wir begrüßten uns mit Handschlag und, wie von der Handelsschiffahrt her gewohnt, auch mit ein paar plattdeutschen Worten. Ich nahm seinen Mantel ab und nötigte ihn, auf dem Sofa, das mir nachts als Koje diente, Platz zu nehmen.

„Steck man weg“, sagte er und schob lachend meine dargebotenen Zigarren und Zigaretten beiseite. „Die Sorte kenne ich, wenn wir da ein paar Züge machen, bleibt die Uhr dort über'm Schreibtisch stehen! Hier! Nimm einmal von diesen! Sie stammen von einem versenkten Steamer. Wäre schade gewesen, wenn Neptun sie bekommen hätte. Sie sind vortrefflich.“

Wir bliesen den Rauch mit Behagen in den Raum. Der duftende, bläuliche Tabakrauch mischte sich mit dem stinkenden Pechqualm in dem kleinen Raum. Schütz und ich waren vor dem Kriege als Einjährig-Freiwillige und ROA bei der Marine eingetreten. Wir gehörten damals beide der 7. Kompanie der II. Matrosen-Division in Wilhelmshaven an. Der Krieg hatte uns getrennt. Wir freuten uns, daß wir uns nach langer Trennung wiedersahen und erzählten von unseren Kommandos und Kriegserlebnissen.

Allmählich kamen wir auf die gegenwärtige Kriegslage zu sprechen und erörterten dann den Kernpunkt des Auftrages für „UB 116“. Schütz erzählte

mir, daß er sich freiwillig zu diesem Unternehmen gemeldet hätte, denn er sei lange Zeit Wachoffizier auf einem Flandern-U-Boot bei Emsmann gewesen. Sie verstanden sich ausgezeichnet, wären gut aufeinander eingespielt und da Emsmann erst jetzt im Oktober ein Boot der U-Flottille Wilhelmshaven übernommen hätte, wollte er als sein Freund an dieser Fahrt teilnehmen und ihn unterstützen. Seiner Bitte hätte der Befehlshaber der Unterseeboote entsprochen, und er ginge nun also als 2. Wachoffizier mit.

Wir sprachen noch von diesen und jenen Kameraden, über deren Ergehen und wo sie wohl steckten. Schließlich aber war die Zeit soweit vorgerückt, daß Schütz aufbrechen wollte. Wir verabchiedeten uns am Landgangsteg. Einen Gruß trug ich dem scheidenden Kameraden noch für Emsmann auf, den ich damals 1916 im Dienst bei der Handelschutzflottille kennengelernt hatte. Ein letzter Händedruck, dann schritt Schütz den Steg hinab. Der Bootsmannsmaat der Wache pfiff „Seite“. Die schwere, nebelfeuchte Luft des Herbstabends verschlang fast das Signal, so stark wurde es durch den naßkalten Nebel gedämpft. Ein kurzes Winken noch, dann nahm die Nacht den scheidenden Kameraden auf. — Ich habe ihn nie wiedergesehen.

Wie hatten sich die Verluste der U-Boote „U 18“ und „UB 116“ zugetragen?

Über die näheren Umstände des Untergangs von „U 18“ erhielt die deutsche Seekriegsleitung Nachricht von der Besatzung des Bootes, die da findig genug war, Mittel und Wege auszuspielen, um entsprechende Nachrichten nach Deutschland zu geben. Die von Winston Churchill in seinen Erinnerungen vertretene Auffassung, daß dem Befehlshaber der Unterseeboote der Hergang des Verlustes von „U 18“ unbekannt blieb, war irrig.

Kapitänleutnant v. Henning hatte den Entschluß gefaßt, nach Scapa Flow einzudringen. In gut zwei Stunden Unterwasserfahrt legte er vom Feinde unbemerkt den Zufahrtsweg zur Haupteinfahrt nach Scapa Flow im Hoxa-Sund zurück. Am Mittag, es war gerade Stauwasser, überblickte der Kommandant durch das Sehrohr die ganze Bucht von Scapa Flow. Zur eigenen und auch zur großen Enttäuschung seiner Besatzung, die selbstverständlich genau wußte, was der Kommandant hier geplant hatte, lag die Bucht leer da. In der vorausgegangenen Nacht war die gesamte englische Flotte ausgelaufen. Die Bucht war nur durch eine einfache Balken- und Netzsperr gesichert, deren Einlaßlücke offen stand. Mehrere Transportdampfer liefen gerade, ohne besondere Einlaufkurse zu steuern, durch die Einfahrtöffnung. Demnach bestanden wohl keine weiteren Hindernisse. „U 18“ hätte den Transportern im Kielwasser mit Unterwasserfahrt folgen können. Da dies je-

doch zwecklos war, sah der Kommandant davon ab. Es kam jetzt lediglich darauf an, das Boot wieder mit Südkurs aus dem Hoxa-Sund und später mit Ostkurs aus dem Pentland Firth hinaus zu navigieren. Bei dem starken und richtungwechselnden Gezeitenstrom in diesem Seegebiet eine schwierige Leistung, die am Vormittag ohne Fährnisse vollbracht wurde.

Der Kommandant bemerkte an den Suchkursen, die einige Zerstörer und Bewachungsfahrzeuge fuhren, daß die Anwesenheit des Bootes doch wohl nicht unbemerkt geblieben war. Vermutlich war das Sehrohr des Bootes bemerkt worden, als es in Nähe der Sperre beim Drehen des getauchten Bootes auf engem Raum mehr und länger als dienlich gebraucht wurde. An sich konnten dem U-Boot und seiner Besatzung die suchenden Fahrzeuge ziemlich gleichgültig bleiben, denn die so gefährlichen Wasserbomben gab es damals noch nicht. Bereits eine Stunde lang war das U-Boot unter Wasser fahrend seit seiner Umkehr an der Sperre wieder unterwegs, das oft nahe mahlende Geräusch der Schiffsschrauben von suchenden Verfolgern hatte sich die Besatzung in 20 m Tiefe gelassen angehört, als der Kommandant zwecks Überprüfung seines Standortes und des einzuhaltenden Kurses auf 10 m gehen mußte, damit er das Sehrohr gebrauchen konnte.

In diesem Augenblick kam der englische Zerstörer „Garry“ mit voller Fahrt herangebraust und rammte das Sehrohr, das dadurch verbogen und unbrauchbar wurde. Das Boot blieb unversehrt. Mit dem zweiten zwar kürzeren und optisch dem Hauptsehrohr nicht voll gleichwertigen Turmsehrohr war das Boot weiterhin voll verwendungsfähig.

Etwa eine Viertelstunde nach diesem Zwischenfall trat jedoch eine andere folgenschwere Behinderung ohne feindliche Einwirkung ein. Die elektrische Tiefenrudermaschine erlitt eine Betriebsstörung und versagte ihren Dienst. Mit dem Reservehandruder waren die alten Unterseeboote sehr schwer auf Tiefe zu steuern. „U 18“ fuhr jetzt nur noch mit großen und gefährlichen Neigungen auf Tiefe weiter. Die Lage wurde dadurch sehr bedenklich. Bei solchen Tiefenschwankungen war das Sehrohr nicht zu verwenden. Wegen der starken Gezeitenströmung war die „blinde Navigation“ gefährlich, wie sie auch ausschloß, das Boot auf den zerklüfteten, felsigen Meeresgrund zu legen. Ein Auftauchen verbot sich infolge der Anwesenheit feindlicher Zerstörer.

Eine Stunde lang fuhr das Boot trotz aller Bemühungen des Leitenden Ingenieurs und der Besatzung unter starken Tiefenschwankungen, wobei es zweimal auf etwa 50 m Tiefe gegen den felsigen Meeresboden stieß. Außerdem

wurde „U 18“ noch einmal von einem Bewacher gerammt, als es nach der ersten Grundberührung die Oberfläche ungewollt durchschnitt. Wieder kam es hierbei mit einem unbedeutenden Schaden davon. Dafür wurde jedoch die zweite Grundberührung dem Boot zum Verhängnis, weil hierbei das Vertikalruder stark verbogen wurde, so daß es blockierte. Aus 75 m Wassertiefe mußte das Boot daraufhin durch Preßluft an die Oberfläche gebracht werden und wurde angesichts des heran jagenden Zerstörers „Garry“ von seiner Besatzung durch Öffnen der Torpedorohre versenkt. Die Besatzung wurde von dem Zerstörer aufgefischt. Nur der Maschinistenanwärter Missal fand den Tod.

Wie erging es nun „UB 116“ und seiner wackeren Besatzung?

Das Boot lief am 25. 10. 1918 um 20.00 Uhr von Helgoland aus. Seitdem wissen wir von dem Boot und dem Schicksal seiner tapferen Männer nichts mehr von ihnen selbst.

Die englische Admiralität jedoch hat folgendes mitgeteilt: „Am 28. 10. um 10.21 Uhr pm wurden an den Horchgeräten in Stanger Head (d. i. an der Westseite der Einfahrt nach Scapa Flow, die Südostecke am Flotta) schnell laufende Maschinen schwach gehört. Um 10.35 Uhr pm wurden die Geräusche ausgemacht als die einer Motormaschine und möglicherweise als die eines U-Bootes. Kein Schiff wurde erwartet, und keine Lichter wurden gesehen. Die Scheinwerfer wurden angestellt, das Minenfeld wurde scharf gemacht, und jeder Schiffsverkehr wurde unterbrochen.

Um 11.30 pm wurde ein U-Boot innerhalb der Scheinwerfer mit Kurs unmittelbar auf die Hoxa-Haupteinfahrt gemeldet. Zu dieser Zeit wurden Maschinengeräusche an den Instrumenten in Flotta Mining Hut gehört. Um 11.32 pm zeigten diese Geräusche und die elektrischen Melder, daß ein U-Boot dicht bei den Minen war, und nachdem die Minenreihe gezündet worden war, hörten die Geräusche auf.

Bei Tagesanbruch am 29. 10. fand man, daß Öl an der Explosionsstelle hochkam, 58° 50' Nord und 3° 4' West. Es wurden Wasserbomben geworfen. Große Mengen Luft und Wrackstücke kamen hoch, unter denen sich ein Marinewachmantel befand. Taucher stellten das Wrack eines U-Bootes fest, das als „UB 116“ ausgemacht wurde.“

Pflichtgemäß hatte der Kommandant mit seinem Boot zur befohlenen Zeit den Raum vor dem Liegeplatz der englischen Flotte erreicht. Vor den Scheinwerfern dürfte das Boot weggetaucht sein und bald danach so die Minenreihe erreicht haben, die ihm dann zum Verhängnis wurde. Das Unternehmen des U-Bootes „UB 116“ hat nach dem Kriege großes Aufsehen erregt, auch bei den Engländern. Ein solcher noch unge-

brochener Kampfgeist in den Tagen des allgemeinen deutschen Zusammenbruches war diesen unbegreiflich, weshalb sich auch wohl die Auffassung verbreitete, daß die Besatzung aus Freiwilligen und nur aus Offizieren bestanden haben sollte. Churchill schrieb in seinen Erinnerungen, daß das U-Boot nur mit Offizieren besetzt gewesen wäre, die wohl die Ehre der Flagge hätten retten wollen.

Freiwillig war nur der Freund des Kommandanten, Friedrich Schütz, auf „UB 116“. Alle anderen erfüllten befehlsgemäß ihre soldatische, opfervolle Pflicht, die deshalb nicht geringer zu werten ist.

Der Korvettenkapitän Prien hat Emsmann und seine Besatzung gerächt.

Am 14. Oktober 1939, also fast 21 Jahre nach dem Heldentod der unvergeßlichen tapferen Besatzung des „UB 116“, stand Prien mit seinem U-Boot vor Scapa

Flow. Ein phantastisches, in blauen und roten Farben spielendes Nordlicht geisterte über den Nachthimmel.

„Die Sicht ist ganz übel“, klagt Prien im Kriegstagebuch, „unter Land ist alles dunkel, hoch am Himmel ist das flackernde Nordlicht, so daß die Bucht, die von ziemlich hohen Bergen umgeben ist, direkt von oben beleuchtet wird. Gespenstisch wie Theaterkulissen liegen Schiffe in den Sunden.

Wir sind in Scapa Flow!“

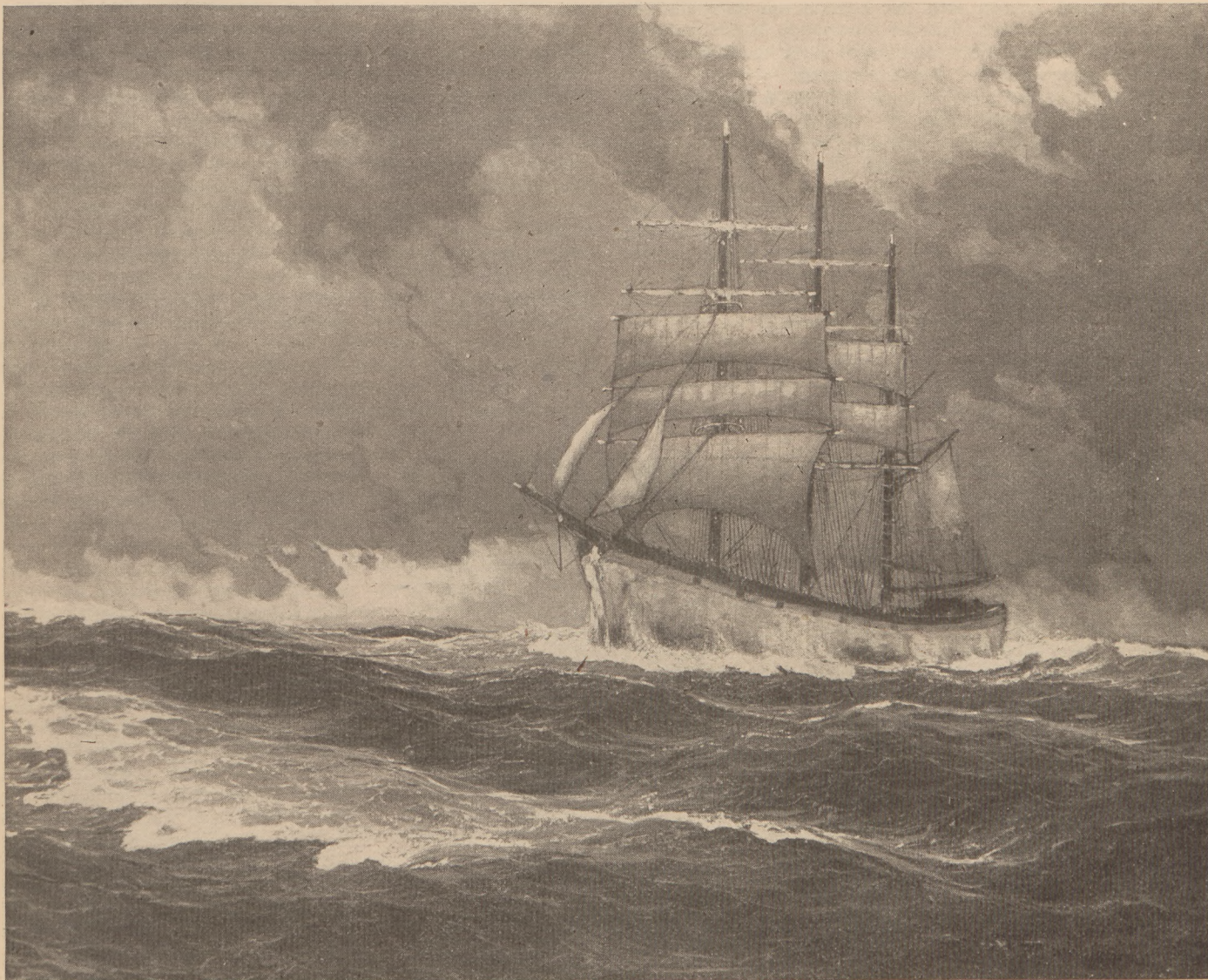
Und weiterhin:

„Es ist widerlich hell. Die ganze Bucht ist fabelhaft zu übersehen. An Steuerbord liegt nichts. Ich laufe noch näher heran. Da erkenne ich an Backbord Bewachung, für die das Boot als Zielscheibe in den nächsten Sekunden erscheinen muß. Damit wäre alles umsonst, zumal sich an Steuerbord noch immer keine Schiffe ausmachen lassen, obwohl sonst auf weiteste Entfernung

alles klar erkennbar ist. Also Entschluß: An Steuerbord liegt nichts, deshalb: bevor jede Aussicht auf Erfolg aufs Spiel gesetzt wird, müssen erreichbare Erfolge durchgeführt werden. Dementsprechend kehrtgemacht und unter der Küste in anderer Richtung gelaufen. Dort liegen zwei Schlachtschiffe, weiter unter Land Zerstörer vor Anker. Kreuzer nicht auszumachen. Angriff auf die beiden Dicken.“

Es sind die „Royal Oak“ und die „Repulse“, die allerdings zum größten Teil von der ersteren verdeckt wird. Ihr Bug wird durch Torpedo getroffen. Anschließend fliegt „Royal Oak“, von mehreren Torpedos getroffen, in die Luft. Das U-Boot kommt heil wieder aus der Höhle des Löwen heraus. Die Engländer allerdings meldeten, daß es gesunken sei.

Prien und seine Männer haben später den Heldentod erlitten. In unserem Herzen leben sie ewig weiter!



Richard Th. Hüfer, Stettin: „Der Heimat entgegen“. Gemälde auf der Großen Deutschen Kunstausstellung München 1942

Die Geliebte / Eine Erzählung

Am Abend hatte der junge Leutnant es wiederum so einzurichten gewußt, daß er den Platz neben der Lindencron erhielt, der Sentimentalen, welche durch klugen Geist nicht minder ausgezeichnet war als durch die Schönheit. Er war den Schauspielern des Fronttheaters als Führer beigegeben gewesen, als sie zu einer der von den deutschen Truppen befestigten Kanalinseln übersetzten, dort Komödie zu spielen und hatte schon lebhaft seine und seiner Kameraden Freude ausgedrückt, die sie nach der Eintönigkeit und Langeweile des Dienstes empfänden, weil die Heimat ihnen einen so lebendigen und unterhaltsamen Gruß sende, wobei sie ihre Gäste nicht allein als die Schauspieler, sondern als Menschen, als Deutsche schlechthin begrüßten. Man hatte ihm angesehen, daß er selbst dem Mädchen, das nicht älter war als er, die größte Aufmerksamkeit entgegenbrachte. Jetzt war das Spiel auf der Bühne vorüber, die Tische nach dem Mahl waren abgedeckt, und beim Kerzenschein breitete sich die heiterste Geselligkeit aus. Fast eifersüchtig wachte der Leutnant darüber, daß nicht zuviele sich der Lindencron näherten und wußte es zu verhindern, daß der Oberst sie in den größeren Kreis zog, in dem bei Sekt und rotem Wein die Scherzworte wie bunte Bälle über den Köpfen tanzten.

Die Lindencron, ein wenig angegriffen durch die Fahrt über See, war ihm dankbar dafür; auch fand sie den Leutnant angenehm, da das Gespräch mit ihm herzlicher lief als die allgemeine Höflichkeit der Offiziere oder gar die ihr mählich zum Überdruß gewordenen Späße der Schauspieler. Ihre Müdigkeit zu beleben, tat sie ihm, der ihr oft zutrunk, häufiger bescheid, als sie sonst zu tun gewohnt war. Sie ließ sich erzählen, was er im Feldzug gegen Frankreich erlebt und wie er seine Auszeichnungen erworben habe. Es waren nur kleine Dinge am Rande des Geschehens, die der Leutnant berichtete, und die Lindencron mußte denken, wie sehr verschieden die Soldaten und die Komödianten, die doch mit der gleichen Leidenschaft und Selbsthingabe in ihren Berufen stehen, seien, denn die Schauspieler sprechen immer nur von sich selbst, aber die Soldaten — und der Leutnant, so jung

er war, machte keine Ausnahme — immer nur von den anderen und dem Gemeinsamen.

Und doch wurden die Augen des Leutnants schwärmerischer bei jedem Glas, unter die gebräunte Haut schob sich ein leises Rot, und er biß zuweilen sich auf die Lippen, als halte er nur so ein Wort zurück, das aus einsamen Herzwinkeln kräftig zum Munde dränge. Die Lindencron, gleich geübt sich preiszugeben oder zu verbergen, fühlte sich dem Jungen in mütterlicher Weise überlegen, als sie diesen Kampf in seinen Zügen beobachtete und sie kam ihm mit einer scheinbar absichtslosen Frage nach seiner Braut entgegen; auch wollte sie vorsichtig damit Gefühle eindämmen, die der flüchtige Rausch des Abends wecken mochte. Der Leutnant wurde blaß und starrte sie groß an. Er preßte ihre Hand in seinen beiden Händen, so daß sie fürchtete, ungeschickt das ausgelöst zu haben, was sie vermeiden wollte. Er aber fragte erregt, wie sie habe erraten können, was ihn bedrücke, denn seiner Braut, sie sei es jedoch nicht mehr oder nicht schon, habe er gedenken müssen, seit er die Schauspieler und deutsche Frauen darunter begleite. Freier seien die Schauspieler als er nach den überkommenen Gesetzen seines Standes und seines alten Adels; und wie ein Komödiant, wohl einen Pfarrer lehren könne, so eine Frau, die Rollen lebe, nicht nur spiele, ihn, der enger verpflichtet sei als ein Pastor auf die Dreieinigkeit. Die Lindencron, erschrocken über so viel Heftigkeit, löste ihre Hand von ihm und als er verzweifelt den Kopf tief senkte, strich sie ihm heimlich linde übers Haar und bat, wenn sie ihm helfen solle, möge er erzählen.

Der Leutnant, auf einem pommerschen Gut zu Hause und aus einem Geschlecht stammend, dessen Männer immer Offiziere und berühmte oft gewesen waren, hatte mit einem Mädchen ebenbürtigen Adels, doch wenig begütert in der Kindheit Freundschaft gehalten. Er hatte es gern gemocht als Kameraden, wenn es zu Besuch gekommen war; sie hatten später in Stettin, wo es lebte, das Theater besucht — mehr nicht. Erst als der Krieg ausbrach und sie auf ungewisse Zeit sich trennen sollten, hatten sie geglaubt sich zu lieben, ja,

sie liebten sich wirklich, und beiden wandelte sich das Verhältnis in eine jähe Leidenschaft. Weil sie aber so plötzlich davon überfallen wurden und der neue Zustand ihnen ungewohnt gewesen, hatten sie sich nicht vor der Öffentlichkeit verlobt, wenn sie auch gewiß waren, daß die Eltern sich darüber gefreut hätten, sondern hatten beschlossen, bis zum Ende des Krieges zu warten. Sie waren es gewohnt, sich in Zucht zu halten, vielleicht war ihr altes Blut auch kühl geworden und zähmte sich in den Wünschen und dem Begehren selbst der Jugend. Unschuldig wie zuvor gingen sie miteinander um. Kurz aber vor dem Beginn der Schlacht im Westen kam der Leutnant einmal noch auf Urlaub, schon gewiß, was bevorstand, und auch das Mädchen ahnte, daß der heimlich ihr Verlobte in ein großes Abenteuer ziehe. Da war es geschehen.

Die Lindencron wollte lächeln über diese allzu tägliche Geschichte, die



Franz Schütt, der Vater: Radierung

ihr der Leutnant — wie jung sie ihn empfand! — vortrug, sie wagte es nicht, denn das Eigentliche, schien ihr, hatte er noch nicht erzählt. Er schwieg jedoch und wandte sein Gesicht in den Schatten. Ihm beizustehen, fragte sie behutsam und suchte mildernde Worte, warum sie dann, als sie des Kindes sicher gewesen seien, und es gäbe doch nichts Beglückenderes, sich nicht hätten kriegstrauren lassen, ferntrauren, wenn es anders nicht gegangen sei?

Der Leutnant fuhr so heftig auf, daß auf dem Tisch die Gläser klirrten und die Kerzenflammen wild aufflackerten. Als habe sie Unfaßbares ausgesprochen, so blickte er sie an und fand sich nicht zurecht in seiner Rede, bis er endlich zu stammeln vermochte, das doch nicht, das sei es nicht. Wie könne denn einer einzigen Stunde schon ein Kind entstammen? Geschrieben habe sie ihm nicht, davon zum wenigsten nicht. Er habe ihr auch nicht geantwortet, nie, und habe verzichtet auf allen Urlaub seitdem. Denn dieses schon allein,

was damals in der Nacht geschehen sei, genüge dieses nicht — und seine Stimme war so bang, als wolle er um Widerspruch sein Gegenüber bitten —, daß er die Braut, die heimlich seine Braut gewesen sei und sich mit ihm auf solche Art vergessen habe, nie wiedersehen dürfe? Man heirate ein Mädchen nicht, daß zur Geliebten sich erniedrigt habe.

Die Lindencron fand keine Antwort. Was sie vernahm, war ihr so unerhört, daß sie sich erst besinnen mußte. An ihr hing noch bei aller Freiheit der Gedanken das vornehme, gepflegte Elternhaus, in dem sie bürgerlich erzogen worden war, und ihre Freiheit des Berufs, der Bühne war ihr niemals Sittenlosigkeit gewesen; doch Sitte war ihr auch kein starrer Zwang des überströmenden, lebendigen Gefühls. So war sie ratlos vor der fremden Welt, die ihrem Leutnant seinen freien Blick verstellte. Sie wollte helfen, sie verstand ihn nicht; sie schwieg.

Der Leutnant glaubte wohl, wie er selber sich verachte, müsse sie es auch. So fuhr er fort: wenn sie im Frieden lebten und er von seinem Eid entbunden wäre, so hätte die Entscheidung nah gelegen. Für sein und ihr verpfushtes Leben wäre er aus ihm geschieden. Das sei unmöglich jetzt. Nie habe er im Feldzug sich geschont, doch sei er ausgezeichnet worden, das sei alles und obendrein. Nun in der Ruhe nach dem Kampf, nach den Erfahrungen der Schlacht, da wisse er nicht mehr, was recht und unrecht sei. Im Widerstreite lebe er mit sich und spalte sich in zwei: den, der er sei und den, der er geworden sei aus seinem Erbe.

Sie hatten über dem Gespräch die Tafelrunde ganz vergessen, die fröhlicher und lauter noch geworden war. Jetzt kam der Oberst an den Tisch mit einem Glas und schalt in Freundschaft seinen Leutnant aus, daß er die lebenswürdige Gesellschaft einer jungen Dame ganz für sich allein in Anspruch nehme. Er trank ihr zu und bot ihr seinen Arm, sie in die Mitte und den großen Kreis zu führen. Ihr war's nicht unlieb, denn was hätte sie dem Jungen sagen können, der aus dem Kriege erst geboren werden mußte? Damit ihr Fortgang einer Flucht nicht allzu gleiche, fragte sie, sich schon erhebend, wie des Leutnants Braut wohl heiße; und sie erfuhr es, wengleich er es sofort bereute, daß er den Namen preisgegeben habe, den der Anstand zu verschweigen ihm gebot.

Das kleine Fest zog sich noch lange hin, die Lindencron schlief bis in den späten Morgen aus und ging dann gleich zum Schiff, da ihr Theater am Nachmittage schon an andern



Franz Th. Schütt, der Sohn: Radierung

Orte spielen sollte. Den Leutnant sah sie nicht. Die mannigfachen Eindrücke der Reise, gefährlich auch, wenn sie in Fliegerdeckung gehen mußten, verwischten bald sein Bild und das der Insel. Sie kehrte nach Berlin zurück und als sie dort auf einen neuen Einsatz wartete, ergab es sich, daß man sie nach Stettin einlud, am Stadttheater dort als Gast zu spielen.

Hier entsann sie sich, daß jener Leutnant, der sich ihr vertraut hatte, ein Pommer gewesen sei und auch des Mädchens Name fiel ihr wieder ein. Wie zum Entscheid darüber, ob einer Tragödie sie oder einem Schwanke zugeschaute, ermittelte sie sich der Geliebten Wohnung bei den Eltern und ging dorthin, als ob sie einen Gruß des Leutnants auszurichten habe. Sie wurde von dem Vater kühl und steif empfangen. Er drückte sein Bedauern aus, daß seine Tochter nicht zugegen sei; sie sei auf unbestimmte Zeit verreist; das gnädige Fräulein möge sich nur nicht bemühen, es werde der Gruß gebührend ausgerichtet werden. Als schon die Lindencron auf der Treppe war und sehr zufrieden glaubte, also plage sich der Leutnant ganz allein mit seinen Hirngespinnsten, die in der Inselkrankheit ihren Ursprung hätten, kam eilfertig ihr die Hausgehilfin nach und flüsterte ihr zu — sie war sehr hämisch glücklich es zu können — das Fräulein habe lange schon ein Kind bekommen und sei verstoßen worden, da sie durchaus den Vater nicht benennen wollte; sie lebe im Kriegsmütterheim, in dem sie mit dem Kind wohl besorgt und aufgehoben sei und arbeite in einem großen Werk.

Nun war es also doch ein Trauerspiel? Am gleichen Tage noch, der spielfrei für sie war, fand sich die Lindencron im Heim und stand verlegen vor dem kleinen Bett, an das die junge Mutter sie stolz führte. Die Lindencron erklärte nur, woher sie von dem Namen wisse, doch mehr verriet sie nicht von jener abendlichen Beichte auf der Insel im Kanal. Es tat dies auch nicht not, denn bald erzählte ihr die junge Frau von selbst, wie alles so gekommen sei. Und fügte noch hinzu, es habe sie geschmerzt, daß der Geliebte nicht geschrieben habe; nun im Besitz des Kindes sei sie froh. Auch habe sie an ihren Eltern selbst erfahren, wie hart und grausam alte Vorurteile seien. Doch glaube sie, daß dieser Krieg die Männer wandle wie die Frauen schon, und einmal werde dann der Vater zu dem Kinde finden und zu ihr. Die Schauspielerin küßte stumm sie auf die Stirn und lächelte als Frau nur mit der Frau ob einer strengen, dummen Welt, die Männer sich erdenken.

Kulturleben in Pommern

Bogislav von Selchow gestorben

Bogislav von Selchow starb am 6. Februar in Berlin an den Folgen einer Operation. Für die pommersche Heimat ließen Gauleiter Schwede-Coburg, Landeshauptmann Mazuw, der Leiter des Reichspropagandaamtes Landeskulturwalter Pop und der Oberbürgermeister von Köslin, Binder, Kränze niederlegen. Die Bedeutung des Soldaten und Dichters, des Freiheitskämpfers und Denkers wurde durch die Teilnahme von Großadmiral Dr. Raeder an der Beerdigung auf dem Berliner Invalidenfriedhof besonders gewürdigt.

Wir haben das Werk dieses deutschen Mannes aus Pommern anlässlich seines 65. Geburtstages am 4. Juli vorigen Jahres gewürdigt. Wer wäre damals auf den Gedanken gekommen, daß dieses reiche Schaffen, das Bogislav von Selchow mit neuen gewaltigen Plänen erfüllte, keinen Abschluß finden würde! Er war so frisch, so jugendlich straff und schien eine schier unzerstörbare Gesundheit zu besitzen, daß seine eigene Hoffnung, der er bei seinen Vorlesungen oft mit Humor Ausdruck gab, noch viele Jahresbände seiner „Loggbücher“ mit Tagebuchaufzeichnungen füllen zu können, wohl als berechtigt gelten konnte.

Das letztmal waren wir mit ihm am 80. Geburtstag von Max Dreyer zusammen. Damals entbot er dem Jubilar seinen gereimten, von innerer Heiterkeit erfüllten Gruß, und mancher Teilnehmer, der viel weniger Jahre zählte, mag fast ein wenig neidisch auf diese beiden Jünglinge im weißen Haar geschaut haben, die von einer so außergewöhnlichen, aus niederdeutschem Erbe stammenden Lebens- und Schaffenskraft erfüllt waren.

Bogislav von Selchow war ein leuchtendes Beispiel für die Tugenden des deutschen Soldaten. Sie erschöpften sich nicht im Militärischem; diesem war Bogislav von Selchow mit Leib und Seele zugetan als Offizier der Kriegsmarine, in deren Reihen er während des Weltkrieges seinen Mann wie nur einer stand. Wesensmerkmal des deutschen Soldaten ist seit je, daß er nicht nur mit der Waffe zu kämpfen versteht, sondern auch der hohen Verpflichtung des Geistes dient. So bezog noch der 40jährige als Student die Universität Marburg, den Kampf für Deutschland auf geistigem Boden fortzuführen. Er sammelte ein überragendes Wissen, doch nicht zu toter Gelehrsamkeit, denn zu gleicher Zeit entstanden seine vaterländischen Gedichte und Sprüche, auf-rüttelnde Freiheitsfanfaren für alle jungen Herzen und heute so gültig wie damals. Als aber das bolschewistische Chaos von innen her Deutschland bedrohte, da griff er an der Spitze des Marburger Studentenbataillons wiederum zur Waffe.

In den Werken der folgenden Jahre schritt er den ganzen Kreis unseres geistigen Erbes aus. Die deutsche Geschichte, das deutsche Recht, der deutsche Glaube — das alles durchdrang er mit diszipliniertem Verstand und glühendem Herzen. Seine Schau war keine Schwärmerei, sondern hatte ihre Wurzeln in der strengen Forschung.

Liebte er es auch in seinem bescheidenen Wesen, hinter seine Arbeit zurückzutreten, so kannte man ihn doch erst ganz, wenn es einem vergönnt war, eine Plauderstunde mit ihm zu verbringen, in der sich der lebenswürdige Mensch erschloß. Weilte er in Stettin, saßen wir zuweilen bei einem Glase Wein zusammen. Wir haben selten anregendere Abende verbracht. Witz und Laune, Humor und Ironie standen Bogislav von Selchow zur Verfügung, er war ein glänzender Gesellschafter, der mit Behagen Histörchen aus seinem reichen Leben auf eine unnach-ahmliche Art zu erzählen wußte. Doch was er zu geben hatte, war nie ein nur strahlendes Feuerwerk — dahinter stand das Wissen und die Weisheit. Wie er ein Lehrer und Mahner seines Volkes war, so durfte auch der einzelne im heitersten Gespräch noch von ihm lernen.

Bogislav von Selchow hat nicht vollenden dürfen, was er noch plante, und er war doch ein ganz und rundum Vollendeter. Sein Werk förderte unsere Volkwerdung; er lebt nach seinem Tode in ihm und in seinem Volke weiter.

w. hu.

Kulturelle Abende in der Gaufrauen-schaft

Jeder Abend der arbeitsreichen Kreisfrauen-schaftstagung, die Mitté Februar stattfand, stand im Zeichen kultureller Förderung.

Am ersten Abend eröffnete Dr. Holtze, Direktor des Städtischen Museums Stettin, die auf der Kulturtagung im November angekündigte Vortragsreihe „Die deutsche Romantik“ mit einem Vortrag über Caspar David Friedrich. Nachdem Dr. Holtze ein äußeres Lebensbild des in Pommern beheimateten Meisters entworfen hatte, zeigte er in Lichtbildern seine Werke, die seine tiefe Verbundenheit mit der Natur erkennen lassen. Ob er den Sonnenauf- oder -untergang an der Küste seiner Heimat im Bild festhielt, ob er den Zauber schroffer felsenkünftiger Gebirgswelt auf die Leinwand bannte oder die liebliche Anmut der norddeutschen Tiefebene, aus allen Bildern spricht den Beschauer das tiefe Naturerleben an, das oft auch in düsteren tragischen Motiven des Meisters melancholische Stimmungen widerspiegelt. Die ganze Fülle deutscher Landschaftsschönheit hat er mit seiner Kunst durchgemessen.

Einen ebenso genußreichen Abend bot der Dichter Gerhard Schumann den Tagungsteilnehmerinnen mit einer Lesung aus eigenen Werken. Hatte schon die Aufführung seiner Tragödie „Gudruns Tod“ im Stadttheater einen tiefen Eindruck auf die Zuschauer hinterlassen, so lernten sie den Lyriker Schumann am nächsten Abend in seinen Gedichten, von denen viele in diesem Kriege entstanden sind, sowie aus seiner Novelle „Begegnung zweier Herzen“ kennen.

Zu einem besonderen Erlebnis wurde das Cello-Konzert von Professor Hoelscher am 10. März im Gaufrauen-schaftshaus, zu dem die Gaufrauen-schaftsleiterin Pgn. Faber außer stammverwandten Gästen aus Finnland, Dänemark, Schweden und Norwegen etwa 200 Mitglieder der NS.-Frauensschaft in Anerkennung ihrer geleisteten Arbeit und steten Einsatzbereitschaft eingeladen hatte. Das sehr reichhaltige Programm leitete eine Konzertsuite für Violoncello und Klavier E-dur von Guisepe Valentini ein, die schon Ludwig Hoelschers meisterhafte Beherrschung der Technik zeigte. Die sieben Beethoven-Variationen aus Mozarts „Zauberflöte“ und ganz besonders das Adagio und das Rondo aus dem Cello-Konzert in D-dur von Haydn ließen die gediegene Musikalität des Künstlers erkennen, der nach den drei Sätzen der Solo-Sonate Nr. 3 von Bach und 2 Sätzen von Lully die Vortragsfolge noch um Schumanns „Träumerei“ und das Rondo von Dvorak bereicherte und damit erneut bewies, wie stark er mit seinem Instrument verwachsen ist. Mit dem beschwingten Rondo von Boccerini verabschiedeten sich Ludwig Hoelscher und sein Begleiter Ludwig Funk aus Nürnberg, der mit viel Einfühlung und Zartheit zum Gelingen des Abends beitrug, von den dankbaren Zuhörerinnen, die mit Beifall nicht kargten.

Irma Vogeler

Das Kulturschaffen pommerscher Erzieher

Im Laufe des Monat März findet im Pommerschen Landesmuseum in Stettin eine Ausstellung des Nationalsozialistischen Lehrerbundes unter dem Leitwort „Vom Kulturschaffen pommerscher Erzieher“ statt. Sie gibt umfassend Aufschluß über die Bedeutung, die die schöpferische Tätigkeit der Erzieher auf kulturellem Gebiet gerade für unseren Gau hat.

Es ist kein Zufall, daß sich im Erzieherberuf so viele eigen-gewachsene Persönlichkeiten finden, die über ihre engsten Aufgaben hinaus der Kunst und der Wissenschaft dienen. Wir wissen heute, daß Kunst keine ästhetische Spielerei für wenige, sondern ein Erziehungsfaktor für die ganze Nation ist. Sie stellt die Hochbilder der Schönheit und der Tugenden auf, denen das Volk nacheifern soll. In die aufgeschlossenen Herzen der Kinder gilt es, sie vor allem einzusenken; Kinderherzen sind das schönste Material, das ein Bildner sich wünschen kann. So sind Erzieher und Künstler wahlverwandte Berufe, und die glücklichste Situation ist jene, wo aus der einen Wurzel beide Triebe in einer Persönlichkeit sich entfalten. Aber auch die reine Lehre wird nur der mit der vollen Überzeugungskraft vortragen, der selbst, und sei es auf noch so einem bescheidenen Sektor, geforscht und eigenen Besitz gesammelt hat.

Gerade in unserem Gau verdanken Kunst und Forschung der Erzieherschaft sehr viel, wenn nicht das meiste. Betrachtet man die zahlreichen Bilder, die in der Ausstellung gezeigt werden,

Aquarelle und Graphik vor allem, so stößt man auf all jene Namen, die uns von vielen anderen Gelegenheiten her vertraut sind. Es sind die Namen der besten unserer Maler, die um der Kunst ohne Rücksicht auf den Broterwerb dienen zu können, gleichzeitig Kunsterzieher sind. Walter Georg Stockmann, Bruno Müller, Günther Johnson, Paul Barz, Franz Schütt, der Bildhauer Joachim Utech, die Weberin Else Mögelin waren oder sind Lehrer — ohne daß diese Namen mehr als einen Bruchteil andeuten. Ebenso ist es auf dem Gebiet des Heimatschrifttums, für das Hermann Ploetz hier genannt sei. Nicht wenige Komponisten weist die Erzieherschaft auf, und es war ein glücklicher Gedanke, von ihnen nicht nur die Manuskripte auszustellen, sondern an den Sonntagvormittagen die Werke selbst aufklingen zu lassen.

Die Kenntnis unserer Heimat, ihrer Geschichte, Volkskunde, ihrer Natur vermittelt uns die unermüdete Arbeit unserer Lehrer. Viele kleine Bausteine haben sie zusammengetragen. Sie bergen die Bodenaltertümer ebenso, wie das alte Sagengut, sind in alten Chroniken und Aktenstößen ebenso zuhause, wie sie das lebendige Bilderbuch der Schöpfung zu lesen wissen. Dabei sind sie als Wanderer mit offenen Augen unterwegs, die Schönheiten der Heimat zu erkennen. Und das alles nicht nur um eines toten Wissens willen; vielmehr haben sie das Ergebnis ihrer Forschungen immer wieder zum Gemeingut des ganzen Volkes zu machen verstanden. Auch hier nur die Namen von Prof. Dr. Holsten, Prof. Dr. Haas und Martin Reepel als Beispiel, wobei an dieser Stelle noch auf die rege Mitarbeit der Lehrer an der Bearbeitung und Auswertung der umfangreichen Sammlungen namentlich von Insekten des Städtischen Museums hingewiesen sei, wie denn die Heimatmuseen das Werk von Erziehern überhaupt sind.

Die Pflege der Dorfkultur ist ohne den Lehrer nicht denkbar. Gerade ihre Bedeutung in der Gegenwart, die das alte Volksgut wieder zur Geltung bringt, die Anlage von Dorfbüchern, die Pflege von Gesang und Spiel auf dem Lande, auf den Dorfgemeinschaftsabenden, voll erkannt zu haben und mit aller Liebe daran zu arbeiten, ist das Verdienst der Erzieherschaft, die ihre Impulse von der nationalsozialistischen Weltanschauung erhält.

Unvollkommen aber wäre eine solche Ausstellung, wenn sie nicht zugleich die nächstliegende Aufgabe der Erzieher, die Arbeit an und mit der Jugend zur Anschauung brächte. So sieht man in ihr eine ganze Reihe von Schülerarbeiten aus dem Zeichen- und Werkunterricht und erkennt aus ihnen, wieviel Hingabe die Erzieher daran gewendet haben, wie sie aber auch hier die Verbindung mit der Gegenwart und der politischen Wirklichkeit halten.

So ist diese Ausstellung, die Gauwalter Dr. Küster eröffnete, ein schönes Zeugnis für den Kulturwillen der pommerschen Erzieher und der Beweis, wie in unserem Gau dem Ideal nachgeehrt wird, das einst Hans Schemm dem deutschen Erzieher gab.

Geistige Ahnen eines neuen Europa

Das Kulturinstitut der Stadt Stettin unter Gauschulungsleiter Eckhardt krönte seine diesjährige Winterarbeit mit einer Studienveranstaltung „Geistige Ahnen eines neuen Europa“ im Januar und Februar. Sie war eine Vertiefung der ersten großen Studienveranstaltung im Herbst „Das Reich und Europa“, die vorwiegend historisch ausgerichtet war, während nunmehr der deutsche Beitrag zum gemeineuropäischen Geistesleben an der Hand von Deutungen einzelner Persönlichkeiten herausgestellt wurde. Das wesentliche Merkmal aller dieser Vorträge war, daß sie sich nicht in trockener Wissenschaft erschöpften, sondern zu einer Klärung der Geistesströmungen der Gegenwart beitragen wollten, in der durch den Nationalsozialismus die Fundamente für den Bau eines einigen Europa gelegt werden.

Als Vortragende hatte man die besten Sachkenner nach Stettin geladen. Es sprachen Prof. Dr. Franz Koch über „Goethe“, Dr. Hans W. Hagen über „Beethoven“, Dr. Klemmt über „Nietzsche“, Dr. Dähnhardt über „Herder“, Dr. Lutze über „Dürer“ und Prof. Dr. Heyse über „Kant“. Selten hat man in so zusammengefaßter Form das deutsche Geistesleben überblicken, selten auch so ohne jeden Ballast den deutschen Geist erleben dürfen.

Es war, als habe man mit jedem Thema einen Spiegel aufgestellt, in dem das deutsche Volk sich selbst erblicken durfte.



Alexander Scheel: Reh mit Kitz. Ausstellung des Pommerschen Künstlerbundes 1943

Seine erlesensten Geister auf kulturellem Gebiet erschienen als die am volkhaftesten verwurzelten, ja sie erst schufen den Begriff und das Wort Volk in Zeiten, in denen an die politische Wirklichkeit Volk noch niemand denken konnte. Deutsche waren es, an deren Schaffen sich die Kleinvölker aufrichteten und zu sich selbst fanden, ein Prozeß, der sich in seinen politischen Auswirkungen oft genug gegen Deutschland selbst richtete. Aus dieser Tatsache ergab sich für Vortragende und Zuhörer die unabwiesbare Pflicht zu der Erkenntnis, eine wie notwendige und einmalige Tat Adolf Hitler vollbrachte, als er aus dem Volk der Denker und Dichter das deutsche Volk des politischen Handelns schuf.

Für die Zukunft Europas entscheidend ist, daß das Volkhaft-deutsche zugleich Ausdruck des nordisch-germanischen Wesens ist. Die organisch-dynamische Weltanschauung, die der Impuls auch des Nationalsozialismus ist, wird zum Gemeingut der europäischen Völker, entgegen allen statisch-verharrenden Auffassungen, und somit auch zur Grundlage für eine Verständigung und Zusammenarbeit aller europäischen Nationen werden. Wie jede geistige Tat in Wissenschaft und Kunst der deutschen Vergangenheit wohl auf das eigene Volk zielte, so wie sie aus ihm erwachsen war, darüber hinaus aber das Abendland bewegte, wird auch die politische Tat, aus den gleichen Quellen gespeist, der Ausgangspunkt für ein neues Europa sein.

Von diesem Standpunkt gesehen sind die Persönlichkeiten, denen das Kulturinstitut seine Vorträge widmete, geistige Ahnen eines neuen Europa. Daß noch weitere, auch außerdeutsche Namen genannt werden könnten, von schöpferischen Menschen aus nordischer Erbmasse, bedarf keiner Erläuterung. Zu dem geistigen Kosmos aber, den die ausgewählten bilden, könnten sie nichts beisteuern, was nicht schon in ihm beschlossen ist. Diesen geistigen Kosmos zeichnete die Gesamtheit der Abende; die einzelnen vermittelten jedoch zugleich fesselnde Bilder großer deutscher Menschen, die mit Liebe und Klarheit gezeichnet waren.

Der ungewöhnlich zahlreiche Besuch und der starke Beifall bewiesen, daß das Kulturinstitut der Stadt Stettin mit dieser Studienveranstaltung fruchtbaren Boden bestellt hat.

Die Schneidemühler Kunstwoche im Januar

Vom 8. bis 19. Januar fand in Schneidemühl die diesjährige Kunstwoche statt. In der Wochenzeitung „Das Reich“ berichtet der Dichter, Feuilletonist und Kritiker Wolfgang Goetz, der als Gast an ihr teilnahm, darüber unter anderem folgendes:

„Zu seinem Glück besitzt Schneidemühl in Paul Eckhardt einen Regierungspräsidenten von prachtvолlem Schwung und leidenschaftlichem Einsatz vor allem auch für die Kultur; im vierten Kriegswinter führt er eine Schneidemühler Kunstwoche durch.

Im Mittelpunkt dieser höchst reizvollen Veranstaltungen steht das Theater. Es sind nicht nur kriegsbedingte Schwierigkeiten, die Karl Striebeck mit den Seinen zu überwinden hat, daß also eine ganz junge Souffleuse eine nicht unbedeutende Rolle, der Operettentenor die Figur eines Liebhabers übernehmen muß — wie den Komtur des Don Giovanni. Es muß vielmehr das große Übel bekämpft werden, daß dieses Theater eigentlich ein Konzert- oder Versammlungsraum ist. Infolgedessen mißt die Bühne in der Breite 14 Meter, hat aber nur eine Tiefe von 9 Meter. Selbst der blutigste Laie kann sich eine Vorstellung machen, mit welchen Widrigkeiten bei solchen Proportionen der Spielleiter, der Bühnenbildner, der Schauspieler zu rechnen hat. Aber diese Männer machen aus der Not eine Tugend. So wagen sie es, den „Thron zwischen Erdteilen“ von Hanns Gobsch, dieses personen- und bilderreiche Schauspiel, in dieser Kunstwoche herauszubringen. Jens Soltau legt mit Recht die Regie sehr breit an, und Ferdinand Röntgens Bilder lassen den unseligen Grundriß der Bühne vergessen. Es ist eigentlich unrecht, einzelne Namen der Darsteller zu nennen, aber der Peter Striebecks muß erwähnt werden, der die Gefahr pathologischer Monotonie mied, wie die Katharina von Ilse Daun, die ihre nicht leichte Aufgabe, eine lediglich seelisch aktive Figur zu gestalten, temperamentvoll löste. Auch Rudolf Hackmann als Panin sei nicht vergessen.

In der Oper verdoppeln sich die Schwierigkeiten. Neben dem Spielleiter Leonhard Geer sind vier Gäste gerufen worden, darunter kein Geringerer als Eduard Habich. Joseph Heddergott muß aus einem kleinen Orchester die ewigen Klänge des Don Giovanni hervorzaubern — und es gelingt. Die sehr reizende Zerline hat noch vor kurzem im Chor mitgesungen, und da sieht man wieder, was mit ihrem heiligen Wetterschlag die Not vollbringen kann.

Ein sehr glücklicher Gedanke ist es, die Kunstwoche jeweils durch einen Vortrag einzuleiten, der in enger Beziehung zu der Erstaufführung steht; für diesmal sprach Karl Künkler über „Die Bedeutung und Aufgabe des historischen Schauspiels der Gegenwart“. — Aber nicht genug: Bockelmann und der Kammermusikkreis Scheck-Wenzinger musizieren aufs köstlichste.“

„So will es Petöfi“ — ein Roman von Arnold Krieger

Wieder darf „Das Bollwerk“ ein neues Buch Arnold Kriegers anzeigen, und der Betrachter gesteht, daß er es in einem Zuge ausgelesen, ja geradezu verschlungen hat. Er ist glücklich über die Reife, die der Dichter in seinem Roman „So will es Petöfi“ offenbart, eine Vollendung, die nicht auf Kosten des Temperamentes, der Begeisterung geht.

Ungarn ist diesmal der Raum, den Arnold Krieger gestaltet, das Ungarn des Jahres 1848, das sich in einem fanatischen Freiheitswillen gegen den morschen Staat Habsburgs und Metternichs erhob, mit liberalen Thesen wohl spielend, jedoch Teil der politischen Selbstbesinnung der kleinen Nationen, die sich im Spiegel ihrer durch den deutschen Genius beflügelten Dichter selbst erkannten. Dieses Ungarn schafft er mit der Hellsichtigkeit, die ihn früher das wahre Bild Südafrikas entwerfen ließ, nach — seine Landschaft, seine Menschen, mit der Selbstverständlichkeit, die aus der Kraft des Wortes die Phantasie Natur werden läßt.

Dem kommt entgegen, daß die Hauptgestalt, Sandor Petöfi, selber ein Dichter war, der alle Höhen und Tiefen des Lebens durchkostete, an der Liebe und der Freiheit sich entzündete und an sie sich verschwendete. Aus der Tiefe des Volkes kam er, war arm, verlacht von den Literaten und weltbürgerlichen Ästheten, als er des Volkes Stimme in seiner Poesie aufbrausen ließ, haßte die Aristokraten und war doch in allem Rausch, in der verschwenderischen Hemmungslosigkeit seines Wesens ein Adeliger, dem das Schicksal selbst das Zeichen der Berufung auf die junge Stirn gedrückt hatte. An diesem Zeichen erkannte ihn sein Volk, als er nach den Gesängen des wilden, schönen Lebens das politische Wort in die Menge warf, hart und grell

Hasenliebe

Heut' habe ich einen Spaß gehabt:
Kommt da ein Hase
Im Hoppeltrab
Auf die Roggensaat
Vor meinem Fenster.
Und wie die Gespenster
Sausen im Nu
Zwei weit're dazu!
Nun beginnt eine tolle Jagd,
Von Rivalität entfacht.
Den Schlag herauf,
Den Schlag hinunter,
In die Höhe schnellend,
Kopfüber, kopfunter
Treiben die Drei!
Doch sieh! Plötzlich aufs Neu'
Zwei weitere gesellen
Sich dabei. —
Die Jagd geht in die Wiese hinein. —
Ja, täuscht denn der Augenschein?
Auf einmal sind es
Sieben!
— Zwei sitzen jetzt allein,
Traktieren sich mit Hieben.
Ruck! Hält die ganze Gesellschaft
versteint,
Und amüsiert sich, wie es scheint,
Über die beiden Streiter,
Bei denen immer noch heiter
Haare und Wolle stieben — — —
Ja, wo sind nun auf einmal
Alle geblieben?
Die Kavalkade
Verschwindet gerade
Im Waldesrasen. —
Schade!
Zu schnell eilt immer vorüber
Die Liebe,
Auch die Liebe der Hasen.

FRIEDRICH WIETZKE

oft, so daß sie ihn verschreckt mieden, das Wort jedoch durch das Opfer seines Lebens für die Freiheit besiegelnd — so wurde der Sänger zum Heros.

Diesen scheinbar so gespaltenen Charakter, diesen weiten Weg des Jünglings zu sich selbst, zeichnet Arnold Krieger mit einem solchen Feuer der Hingegebenheit nach, daß die ganze Gestalt in ihrer Geschlossenheit ersteht. Die bewegende Kraft der Liebe bildet den Mittelpunkt auch dieses Werkes. In Julia findet Petöfi die ebenbürtige Frau, um die er bis zum Schluß, bis über den Tod hinaus kämpfen muß, weil sie das Wesen ist, das erst ihn zur Vollkommenheit ergänzt. Dieses Ringen der Geschlechter rollt Krieger nicht mit ausgeklügelter Seelenanalyse auf, sondern zeigt es als den urtümlichen Kampf der Leidenschaft. Seele und Leib sind dieser Liebe eine Einheit, nichts in ihr will beschönigt werden, doch alles ist rein. So gewaltige Akkorde sie aber auch diesem Leben gibt, so sehr es sich im Rausch sucht, über der Liebe steht die Freiheit des Volkes, und wie Ziel das Kind ist, weiß sie sich ewig nur im Bestand des Volkes.

Die Verbindung des Persönlichen mit dem Allgemeinen, des Privaten mit dem Politischen, ist Krieger in diesem Buch voll auf gelungen; es ergibt sich kein Bruch. Auch die Sprache fügt sich beglückend dieser Aufgabe; sie schwillt verzückt auf in den von Wein und Wein erfüllten Nächten und wird zum tragisch-erhebenden Ausgang hin ein schlichter, von sich selbst ergriffener Bericht.

Wolfgang Hultzs ch

Hauptschriftleiter: Wolfgang Hultzs ch. Schriftleitung: Stettin, Elsässer Str. 13, Fernruf 2 10 64. — Druck: F. Hessenland, Stettin. — Pommerscher Zeitungsverlag G. m. b. H., Stettin, Königstor 8, Haus der Gaupresse. — Fernruf 2 58 91. Preisliste Nr. 11.



Provinzialbank Pommern

Landesbank – Girozentrale

Hauptanstalt in **Stettin** Luisenstraße 13

Zweiganstalten in

Schneidemühl	Stolp	Stralsund
Posener Str. 22	Kaufmannswall 6	Alter Markt 10

Ausführung aller bankmäßigen Geschäfte

*„Die Gesundheit
ist ein Gut,
das erst
erkannt wird,
wenn es
verloren ist.“*



ARZNEIMITTEL

Wir suchen:

Bücher über Pommern
Alte Stiche und Steinzeichnungen
von Pommern
Vollständige Jahrgänge
„Unser Pommerland“, „Vollwerk“



Verlag Leon Sauniers Buchhandlung

HERMANN SARAN STETTIN

Kleine Domstraße 1: Gute Papier-, Schreib- und Lederwaren, Bürobedarf, Büromöbel, Büromaschinen
Bestes Kunstgewerbe aus vielen deutschen Gauen

Augustastraße 52: Qualitätsdruckfachen, Buchdruck, Illustrationsdruck, Offset- u. Steindruck, Lineaturen, Buchungsmittel, Geschäftsbücher und Handelnbände

Seit 1882 / 100 Mitarbeiter



Wer Eigentum, Haus, Hof und Familie
bei uns versichert hat, lebt ruhiger in
der Gewißheit, bei Schicksalsschlägen
der Geldsorgen enthoben zu sein.

Dommersche Feuerversicherung
Provinzial-Lebensversicherungsanstalt

STETTIN - POLIWERSTR. 1





Einweichen und Einweichen ist nicht dasselbe!

Daß schmutzige Wäsche eingeweicht werden muß, ist wohl jeder Hausfrau klar. Daß es aber je nach Art der Wäsche zwei grundverschiedene Einweichmethoden gibt, ist leider noch nicht überall bekannt.

Da ist zunächst die Weiß- und Grobwäsche. Sie wird mit Bleichsoda oder anderen Einweichmitteln lange und gründlich nach den auf den Paketen aufgedruckten Gebrauchsanweisungen eingeweicht. Umrühren und Stampfen erhöht die Einweichwirkung. Nach dem Einweichen läßt man das Schmutzwasser ab und spült die Wäsche, bevor sie in den Waschkessel kommt. Echtfarbige Buntwäsche behandelt man ähnlich bei nur 2—3-stündiger Einweichdauer.

Bei der Feinwäsche dagegen braucht man kein besonderes Einweichmittel; man weicht die farbechten Sachen mit dem Waschmittel für Feinwäsche selbst ein, und zwar drei Stunden, nicht mehr und nicht weniger. Genaue Untersuchungen haben nämlich bewiesen, daß bis zu drei Stunden das Reinigungsvermögen des Waschmittels für Feinwäsche ansteigt und daß es bei längerem Stehen wieder etwas nachläßt.

Das Einweichbad, das gleichzeitig das Waschbad ist, wird wie üblich bereitet: Ein Eßlöffel auf vier Liter Wasser! Man rührt mit der Hand gut um und schlägt Schaum. Nach dreistündigem Einweichen erfolgt das Waschen durch leichtes Drücken und Schwenken, niemals durch Reiben oder Bürsten! Hellfarbige Sachen zuerst waschen, dunklere anschließend im gleichen Waschbad. Nach dem Waschen wird gleich ein- oder zweimal gespült.

Das Spülbad soll die gleiche Temperatur haben wie das Waschbad. Sind farbempfindliche Sachen mit Essigzusatz gewaschen worden, dann muß auch das Spülbad einen Schuß Essig bekommen.

BIBLIOTEKA
UNIWERSYTECKA
GDANSK

CU 18198

FELDMÜHLE

UND PAPIER

ein

Begriff

*Vertrauen
durch Bewährung*

TROPON

*Hochwertige Heilmittel
und Nährpräparate
seit 1897*

*

TROPONWERKE · KÖLN-MÜLHEIM

Landschaftliche Bank für Pommern

(Central-Landschafts-Bank)

Bankanstalt des öffentl. Rechts · Hinterlegungsstelle für Mündelgelder



Stettin Paradeplatz Nr. 40
Fernsprech-Sammel-Nr. 25421

Arnswalde Adolf-Hitler-Straße 1
Fernsprech-Nummer 696

Ausführung aller bankmäßigen Geschäfte für Landwirtschaft, Handel, Gewerbe, Industrie und Privatpersonen

Annahme verzinslicher Einlagen · Sparkonten · Kontokorrentverkehr · Gewährung von Krediten · Diskontierung von Wechseln · An- und Verkauf von Wertpapieren und ausländischen Zahlungsmitteln · Verwahrung und Verwaltung von Wertpapieren und verschlossenen Depots · Vermietung von Schrankfächern unter eigenem Verschluß der Mieter